

Heinz-Joachim Fischer

Das Lachen der Wölfin

Roman



Das Lachen der Wölfin ist ein Roman. Weil die Handlung der Wirklichkeit und der Geschichte entsprechen soll, sind die beschriebenen Personen und Ereignisse der Gegenwart erfunden. Die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit ist beabsichtigt, Gleichheit mit Personen und Ereignissen jedoch rein zufällig und daher auszuschließen.

Vorabend

1.

Martin Lumière nimmt etwas auf der Grenze vor Sankt Peter wahr

An jenem Abend geschah etwas.

In Rom und anderswo.

Martin Lumière wusste noch nichts davon.

In diesem Moment begann die Glocke von Sankt Peter zu schlagen. Martin Lumière überhörte sie. Erst als der Klang nach langen zwölf Schlägen ausblieb, stellte sich ein Gefühl ein, dass etwas fehlte. Da schwang doch noch ein leiser Nachhall in ihm. Musste da nicht etwas anderes gewesen sein, weshalb er aus seinem Versunkensein aufgetaucht war? Irgendetwas hatte sich ereignet. Eine Ahnung davon schob sich wie aus weiter Ferne in sein Bewusstsein. Irgendetwas war passiert. Er spürte es. Ihm schien plötzlich, als habe ein Geräusch die friedliche Stille, die über dem Platz und in ihm lag, aufgerissen, als sei ein Misston in die tiefe Harmonie gefahren. Aber was war es gewesen? Alles war ruhig. Unsinn, sagte sich Lumière.

Vielleicht war doch nichts geschehen.

Martin Lumière hatte am späten Abend – es ging auf Mitternacht zu – noch ein paar Schritte gehen wollen, die wenigen Meter von seinem Hotel in der Via della Conciliazione zur Piazza San Pietro. Der riesige Platz des Bernini vor Sankt Peter gefiel ihm. Nicht, weil hier die Päpste sich und ihre Kirche feierten. Nein, das Triumphale dieser ausgedehnten und sorgfältig konstruierten, die Unterschiede eines Hügels ausgleichenden Piazza imponierte ihm, aber es überwältigte ihn nicht. Vielleicht war er dafür nicht religiös genug. Martin Lumière galt sich und anderen als moderner Mann von knapp 40 Jahren – er selbst legte Wert darauf, 39 anzugeben und dafür gehalten zu werden. Genau gerechnet, waren es 39 Jahre, sechs Monate und drei Tage. Ein Mann auf der Höhe der Zeit, der sich nicht so schnell beeindruckt ließ. Doch irgendetwas an diesem Platz zog ihn immer wieder an, versetzte ihn in jene Stimmung, die am Ende eines anstrengenden und enttäuschenden Tages guttat, ihn mit den Mühen seines Auftrags versöhnte.

Anstrengend war es heute gewesen. Und enttäuschend. Lumière gestand es sich ein. Nach dem Gespräch mit dem schwerhörigen Jesuitenpater Durban an der Gregoriana-Universität, den langweiligen Stunden in der Bibliothek dort mit der Durchsicht alter Zeitungen und Zeitschriften, dem ergebnislosen Besuch im Vatikanischen Geheimar-

chiv, für dessen Erlaubnis er sich hatte lange bemühen müssen, dem beschwerlichen Gang am Abend durch das Ghetto am Tiber mit mühevollen Unterhaltungen – nach all dem hatte er sich auf *seine* Piazza im Dunkeln gefreut. Vielleicht war da noch etwas anderes. Vielleicht hatte er im Stillen gehofft, jene Frau wiederzusehen, die ihm am Vorabend aufgefallen war. Sie hatte seine Neugier geweckt, weil sie zu später Stunde von einem Auto – mit nicht-italienischem Kennzeichen, wie er bemerkt hatte – abgesetzt worden war und dann allein über den Petersplatz ging. Solche Frauen sieht man selten allein, hatte er gedacht. Solche Frauen nicht.

Aber nun war eine Störung eingetreten. Sie musste von außen gekommen sein, etwas Reales. War es gar ein leiser Schrei gewesen? Oder ein leichter Knall? Gewiss nichts Lautes. Aber doch etwas, das seine Wahrnehmung berührt und dabei jenen Gefühlsfrieden zerrissen hatte, den er fest um die wenigen Passanten, fast um die ganze Menschheit gespannt hatte. Lumière schüttelte sein Bewusstsein, so heftig wie ein Pudel sein nasses Fell, um herauszufinden, was die Störung in seinem Wohlbefinden verursacht hatte. Ein Schrei? Ein Knall? Ein Knall, wie er von einer Fehlzündung, von einem Motorrad her rühren konnte? Ein Schrei, wie ihn ein Mann vielleicht aus Übermut, eine Frau bei nicht ernstgemeinter Belästigung oder gar willkommener Annäherung ausstößt? Oder ein Schrei voller Erschrecken und Angst? Martin Lumière wusste es nicht.

Die Stimmung war dahin. Lumière schaute ringsum, zur Basilika weit voraus, zu den Brunnen, dem linken ganz in seiner Nähe und dem rechten hinter dem hohen Obelisk in der Mitte der Piazza, dann zu der Säulengalerie hinter sich. Er blickte hinauf zum Apostolischen Palast. Dort, im dritten Stock, wohnte der Papst; wahrscheinlich schlief er jetzt, früh, wie es seiner Gewohnheit entsprach. Dort oben, im zweiten Fenster von rechts, war der Kirchenführer am vergangenen Sonntagmittag erschienen, hatte ein paar Worte gesprochen, die schweigend, doch von vielen ohne besondere Ergriffenheit aufgenommen wurden, und war nach einem kurzen Gebet wieder verschwunden. Aber der Papst kümmerte Lumière im Moment wenig. Was sollte ihn jetzt überhaupt beschweren? Er gähnte lang und tief und beschloss, ins Hotel zurückzugehen.

Als er nach wenigen Metern um das Ende der Kolonnaden bog, sah er etwas Dunkles am Boden. Beinahe wäre er weitergegangen, so sehr hatte ihn das, was ein Schrei oder Knall hätte sein können, nun auch wieder nicht mit Verdacht erfüllt. Schließlich war er weder Polizeibeamter noch Gerichtsreporter. Er hätte achtlos darüber hinweggeschaut, wenn ihm nicht die Stelle merkwürdig vorgekommen wäre. Das Dunkle – hatte es nicht die Umrisse einer menschlichen Gestalt? – lag genau auf jenem grauen Streifen, der die

Grenze zwischen dem Staat der Vatikanstadt und der Republik Italien bezeichnete.

Verwundert hielt Lumière inne. Vor Jahren, als sein Heimatland noch durch einen Eisernen Vorhang geteilt war, hatte er bei einer Besichtigungsreise mit seinen Eltern in Rom gelernt, dass eine Grenze auch so sein könne: Einfach ein grauer Streifen im Straßenpflaster, vom Ende der Kolonnaden links zum Anfang der Kolonnaden rechts, oder umgekehrt, je nachdem, wie man sich stellte. Eine Grenze, weil der kleine Staat des Papstes mitten in Rom souverän ist und ein souveräner Staat eben eine Grenze haben muss, selbst wenn sie nichts zu bedeuten scheint, niemand aufpasste, dass über die Grenze nicht die Eingegrenzten wegliefen, und jedermann sie leicht ohne Pass und Visum überschreiten konnte. Das heißt, der Cicerone damals, eine Studentin mit sanftem Lächeln und kühlen Augen, hatte erklärt, in den neun Monaten der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkriegs, zwischen September 1943 und Juni 1944, sei der Streifen von Bedeutung gewesen und auch bewacht worden; mancher Italiener sei über diese Grenze geflohen, um im Vatikan Schutz vor Verfolgung zu suchen. So sagte sie. So war es wohl auch gewesen. Und Martin Lumière hatte es sich gemerkt.

Ihm fiel ein, dass er dazu Genaueres erfahren musste. Denn er konnte es für seinen Auftrag gebrauchen, der ihn nach Rom geführt hatte. Aber Vergangenheit hin und Auftrag her. Martin blickte in die Gegenwart. Auf dem grauen Streifen, am Ausgang der Kolonnaden, der rechten, wenn man, wie Lumière jetzt, mit dem Rücken zur Basilika stand, lag etwas Schwarzes, halb an den runden Schutzstein, halb an ein Holzgatter gelehnt, jene Sperre, die nicht für unerlaubte Grenzgänger, sondern gegen parkwillige Autofahrer und zur Kanalisierung der Pilger und Besucher aufgestellt war. Auf wessen Territorium lag diese, wohl menschliche Gestalt? Im Vatikan oder in Italien? Lumière überlegte. Er erschrak, weil er an den blutigen Zwischenfall an der Berliner Mauer dachte, bei dem ein Mann genau auf der Grenze verblutet war.

Unsinn, sagte sich Lumière, das hier war ein schlafender Stadtstreicher, vielleicht gar ein besonders frommer Pilger. Da vernahm er ein leichtes Stöhnen, fing eine mühevollen Bewegung auf. Schon war er – wie er nun an einem kurzen grauen Bart sah – bei dem Mann, suchte dessen Kopf mit seiner Hand zu stützen, schaute in weit aufgerissene Augen und auf sich bewegende Lippen, hörte ein paar Worte, die er nicht verstand, doch dann ganz deutlich: »*E stato lui ... Toujours lui ...* Er war es ... Immer er ...« Dann schüttelte es den Körper, und die Gestalt sank mit einem Ruck in sich zusammen. Es schien Lumière, als würde die Glocke von Sankt Peter in ihm zu schlagen beginnen und mit jedem Schlag lauter und dröhnender werden. Aber über dem Platz lag friedliche

Stille. Nur eines wollte dazu nicht passen. Martin Lumière sah, dass an seiner rechten Hand, die den Kopf des Mannes gehalten hatte, ein wenig Blut klebte. Und er wusste, dass der Mann vor ihm in dem schwarzen Gewand eines katholischen Priesters tot war.

2.

Benigno Sandiavolo sinnt seinen Erfolgen nach und ist müde

Als die Glocke von Sankt Peter anfang zu schlagen, zählte der Kommissar mit: »... elf, zwölf.« Benigno A. Sandiavolo gähnte. »Für heute reicht es«, wandte er sich an die zwei Untergebenen, die an einem Alfa lehnten. »Ich gehe.«

Der Kommissar war müde. Den ganzen Tag über hatte er hetzen müssen, und der Abendempfang bei Senator Vitelleschi war nicht entspannend gewesen. Im Gegenteil.

»Ich gehe«, wiederholte Sandiavolo und blieb stehen. Er zog die Stirn zusammen, so dass sich durch die Verschiebung der Falten zwei kleine Verknötungen bildeten. »Fast wie beim Moses des Michelangelo«, hatte ihm einmal eine kunstsinnige Freundin gesagt, wobei sie offen ließ, ob sie diese zwei Hörnchen als Zeichen erleuchteten Verstandes deutete oder nicht doch – seinem Namen »Heiliger Teufel« entsprechend – als Zierstücke des Leibhaftigen.

Über solche Vergleiche war Sandiavolo erhaben. 51 Jahre alt, seit fast 30 Jahren bei der Polizei in Rom, stand er über den Versuchen, in die Nähe des Allerhöchsten oder des Luzifer, des lichtbringenden Bösen, gerückt zu werden. Aber ob der Geist nun nach oben oder nach unten wies, Verstand hatte Benigno Sandiavolo in hohem Maß. Fast alle Kollegen erkannten das an, beinahe ohne Neid; sein Gehirn könne arbeiten wie ein Großcomputer, sagten sie. Mit dieser Fähigkeit hätte er es in jedem anderen Beruf zu mehr Ansehen, Macht und Geld gebracht. Doch er war mit knapp 22 Jahren in die Polizei, die *Pubblica Sicurezza*, die Öffentliche Sicherheit, wie es in der Republik Italien heißt, eingetreten und dabei geblieben. Vielleicht aus Dankbarkeit, weil die Polizei ihn aus der Misere gezogen hatte. Benigno war in einer Borgata aufgewachsen, in einem ärmlichen Barackenbezirk im Rom der Nachkriegszeit. Als er zum Militär eingezogen wurde, hatte er die schlimmsten Erfahrungen des Lebens bereits hinter sich: Streit in der Familie, gegenseitiges Misstrauen, Gewalt und Diebereien, auch unter Verwandten, Betrug, Raub und Mord, Vergewaltigung, Prostitution und Erpressung. Alles kannte er. Als er überlegte, was er mehr hassen sollte, die Verhältnisse, aus denen er kam, oder

jene, die ihn, wie er zuweilen hörte, dazu verurteilt hatten, bot man ihm überraschend wegen seiner hervorstechenden Intelligenz an, in die Polizei übernommen zu werden. Er wurde ge- und befördert und brachte es aufgrund seiner Fähigkeiten in wenigen Jahren zum Kommissar. Für die unten behielt er Verständnis und drückte eher ein Auge zu als bei denen oben – wenn es möglich war.

Bei dem Senator war alles anders. Vitelleschi hatte ihn heute Abendgefragt, ob er etwas Neues wisse. Gerade als er mit einer jungen Richterin flirtete. Er hatte unwillig reagiert. Nicht nur wegen der Störung, sondern weil er noch kein klares Bild gewonnen hatte. Mit dem Senator verband ihn viel. Vor Jahren hatte der Fall Vitelleschi sein Leben verändert. Der Schwiegersohn des Senators der führenden Regierungspartei war auf der Via della Cainilluccia, einer Hauptstraße in einem der besseren Viertel im Nordwesten Roms, nachts um 3 Uhr von einem Auto erfasst und vor den Augen seiner Frau tödlich verletzt worden. Der Fahrer hatte Unfallflucht begangen. Das war Anfang Juni, kurz vor den Parlamentswahlen, die den Senator in seinem Amt bestätigen sollten. Die Beerdigung hatte ganz Italien zu Tränen gerührt, weil die schöne Witwe in Schwarz mit drei kleinen Kindern den Absturz aus dem siebten Himmel des Familienglücks symbolisierte. Die Illustrierten konnten nicht genug davon bringen. Der Senator schien vom Leid zerstört, seine Tochter untröstlich.

Sandiavolo hatte jedoch mehr durch Zufall etwas ganz anderes entdeckt: Der Zufall bestand darin, dass er, zum Unfallort gerufen, dort ganz in der Nähe beim Einparken mit seinem Wagen rückwärts – das war eine seiner Schwächen, Rückwärtsfahren – leicht an ein Auto gestoßen war, das rechts vorn am Kotflügel schon vorher eine Beule aufgewiesen haben musste. Das Auto gehörte, wie man leicht sehen konnte, einer Mietwagengesellschaft. Kurz und gut, als er die Sache in Ordnung bringen wollte, stellte er nach und nach fest, dass der Leihwagen von der Tochter des Senators mit falschem Führerschein und Bargeldkaution gemietet worden war. Weiter erfuhr er von den Dienstboten, dass die Ehe der Senatorentochter »eine Katastrophe« gewesen war. Amelia Vitelleschi, verheiratete Casavecchia, hatte, so ließ sich anhand der Indizien und Spuren an dem Leihwagen rekonstruieren, bei der Rückkehr mit ihrem Mann von einer Abendgesellschaft vor dem Tor des Familienanwesens das gemeinsame Auto unter einem Vorwand verlassen, war, als der Mann das Tor aufschloss und – wie gewohnt – dafür in der Dunkelheit einige Zeit brauchte, schnell zu dem vorher wenige Meter entfernt geparkten Mietwagen gelaufen und hatte ihren Mann überfahren, als dieser wieder einsteigen wollte.

Dann hatte sie das Auto 40 Meter weiter abgestellt, war zurückgeeilt und hatte von da

an die vom Schicksal geschlagene Witwe gespielt.

Als Sandiavolo den Senator über dessen Tochter befragte und ihn von dem überraschenden Ergebnis seiner Ermittlungen in Kenntnis setzte, ergab sich jener Monolog, der sein Leben veränderte. »Mein Schwiegersohn«, sagte der Senator, »war ein Schwein. Er hat den Tod mehr als verdient. Meine Tochter darf seinetwegen nicht bestraft werden. Ich werde dafür Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Commissario, Sie können davon überzeugt sein! Und Sie werden dabei nicht ungeschoren davorkommen, wenn Sie sich mir in den Weg stellen. Mein Schwiegersohn hat im Leben genug zerstört, er wird es nicht auch noch mit seinem Tod tun.«

»Was ist das auch schon, ein Toter?« So ungefähr fuhr der Senator fort. »Die Weltgeschichte ist voll von Verbrechern, und die Menschen haben immer den mutigen und mächtigen Mördern applaudiert. Lesen Sie die Bibel, lesen Sie Homer, die Ilias mit dem zehnjährigen Kampf um Troja, durch nichts anderes als durch Menschenraub verursacht, oder die Odyssee mit den Schurkereien des listenreichen Helden! Nehmen Sie unsere römische Kaisergeschichte, nichts anderes als eine Abfolge von Verbrechen! Die Mutigen und Mächtigen zahlen nie für ihre Morde, und meine Tochter auch nicht.«

»Aber wenn Ihre kleine Seele«, dabei hatte ihn der Senator durchdringend angeblickt, »wenn Ihr zartes Gewissen aufschreit und Gerechtigkeit verlangt und meint, das Gesetz müsse für alle gleich sein – Welch Hirngespinnst! –, schlage ich Ihnen einen Handel vor. Sie suchen seit zwei Jahren den Raubmörder einer Frau, einer gewissen Mariacristina Civettina. Es ist Claudio Monterosso. Sie werden morgen in Ihrem Büro die Beweise für seine Schuld finden. Überlegen Sie, ob Sie selbst wie ein Blinder der blinden Justitia assistieren wollen!«

Noch am selben Abend war der Kommissar auf der Fahrt nach Hause von zwei Männern auf einem Motorrad eingeholt worden; bei einer Ampel hatte der auf dem Hintersitz eine Pistole gezückt und durch das offene Fenster auf ihn geschossen – mit Platzpatronen. Außerdem war seine Wohnung durchsucht und in Unordnung gebracht worden. Er hatte daraufhin den Senator angerufen und in den Handel eingewilligt. Gleichsam als Lebensversicherung, fügte er in dem Telefonat hinzu, werde er jedoch die Beweise für die Schuld der Tochter einem vertrauten Anwalt zu sicheren Händen übergeben. »Von einem Freund habe ich nichts zu befürchten«, antwortete darauf der Senator, »von einem intelligenten erst recht nicht, und Sie auch nicht.«

Am nächsten Morgen lag auf seinem Schreibtisch im Büro ein Paket. Der Fall Civettina war gelöst; er verhaftete den Mörder. Einen Monat später erhielt er in einem Päckchen

Schlüssel, Adresse und sämtliche Eigentumsunterlagen für ein Appartement in der Via Margutta, nicht groß, aber angenehm gelegen mit schöner Aussicht über die Dächer Roms. Eine Woche darauf rief ihn der ihm bis dahin gänzlich unbekannte Direktor einer nahen Bankfiliale an und eröffnete ihm, dass sein Kreditrahmen erweitert worden sei, durch »Rückzahlung persönlicher Schulden«. Und immer wieder bekam er anonyme Anrufe, die ihm für seine Ermittlungen nützliche Details lieferten. Sein Ruhm als Kommissar erstrahlte ebenso, wie dem Bedürfnis der Bürger nach gerechter Bestrafung der Übeltäter entsprochen wurde. Als Gegenleistung verlangte man von ihm scheinbar nichts Unbilliges: Hinweise, Informationen, Personalangaben. Er beruhigte sein Gewissen, indem er sich sagte, dass durch sein Verhalten *Justitia* nur besser sehen könne.

Der Kommissar stand immer noch an derselben Stelle, neben der Polizeistation am *Passetto*, dem Verbindungsgang zwischen dem Vatikan und der Engelsburg. Wieder zog er die Augenbrauen in die Höhe. Warum musste er heute Abend nur an diese alte Geschichte denken?

Der Senator hatte ihn nach Miro Caldona¹ gefragt. Seit Monaten beherrschte Miro Caldona die Schlagzeilen der italienischen Zeitungen. Diesem Neapolitaner war es gelungen, aus dem Nichts heraus, genauer, aus dem armen Viertel von San Ferdinando in Neapel heraus, als jüngstes Kind einer siebenköpfigen Familie, an die Spitze der *Banca Cattolica di Napoli* zu gelangen und dann durch geschickte Operationen und Zukäufe die größte italienische Privatbank, die *Banca Cattolica Romana*, zu schaffen. Nun war er dabei, die Finanzen des Vatikans zu sanieren, was angesichts des bekannten Durcheinanders im Patrimonium des heiligen Petrus keine leichte Aufgabe sein konnte. Wegen Caldonas Aktivitäten waren die Beziehungen zwischen dem Staat der Vatikanstadt und der Republik Italien seit einigen Wochen gespannt. Das war dem Kommissar Sandiavolo nicht entgangen. Doch was wollte der Senator dabei von ihm?

Vitelleschis Frage nach Miro Caldona hatte ihn verwundert. So sehr, dass er rein aus Gefühl dorthin gefahren war, wo die Republik Italien und der Staat der Vatikanstadt zusammenstießen, an der Piazza San Pietro. Es war nur ein kleiner Umweg, von der Via Camilluccia zur Piazza del Popolo mit ihrer Via Margutta.

Der Kommissar schob das Kinn etwas vor und beschloss, nun wirklich zu gehen. Als er auf den *Passetto* zuschritt, blickte er in die Höhe, genau dorthin, wo an der Mauer über der Durchfahrt das Wappen Papst Alexanders VI. angebracht war, wenn er es auch wegen der Dunkelheit und der kargen Straßenbeleuchtung nicht richtig sehen konnte. Er kannte es auch so: Stier und Lilien waren die Zeichen. Sandiavolos Gesicht verfinsterte

sich.

Als er das erste Mal in dieser Polizeistation im Passetto gewesen war, hatte ihn sein Vorgesetzter, der Maresciallo, gefragt, ob er Alexander VI. kenne. »Wieso?«, hatte er damals töricht geantwortet. »Der hat das alles hier gebaut. Deshalb hat er an dieser Stelle auch ein Wappen angebracht. Aber denk dir nichts!«, hatte ihm der Maresciallo auf die Schulter geklopft. »Selbst die Römer kennen ihre Stadt nicht mehr.« Das Denk-dir-Nichts hatte Benigno Sandiavolo am meisten aufgebracht, aber auch der Vorwurf der Unbildung. Seitdem las er Geschichtsbücher. Und seitdem er mehr über Alexander VI. wusste, wünschte er, in der Renaissance gelebt zu haben.

»Auch Renaissancemenschen müssen schlafen«, sagte der Kommissar und gähnte noch einmal.

3.

Angelo Mefisto hat etwas zu verbergen – oder?

Angelo Mefisto hatte etwas zu verbergen.

Immer musste er etwas verbergen. Seit seiner frühesten Kindheit. Hunger und Nieder geschlagenheit, zum Beispiel. Denn traurige Augen mochte der Vater nicht; und genug zu essen hatten sie selten. Als er größer geworden war, durfte er den Geschwistern kein schlechtes Beispiel geben. Er musste sie trösten, weil auch sie Hunger hatten, in diesem armseligen Haus in der Innenstadt von Palermo.

Aber darum ging es jetzt nicht. Angelo Mefisto, »Ehrenprälat seiner Heiligkeit« und deshalb zur Demut verpflichtet, saß in einem Fiat Croma vor dem Petersplatz, in der Mitte zwischen den Kolonnaden, und kämpfte gegen den Stolz. So sehr war er damit beschäftigt, dass er nicht einmal wahrnahm, wie die Glocke von Sankt Peter Mitternacht schlug.

Es war aber einfach großartig für ihn gewesen. Dieser Abend! Wenn das die Seinen in Palermo wüssten ... Nein, er wollte nicht die Sünde des Hochmuts begehen. Doch er, der kleine Angelo aus Palermo, mit all diesen vornehmen Adligen zusammen ... Wenn diese nur nichts von seiner Vergangenheit erfuhren!

Etwa, dass er schon mit zwölf Jahren eine kleine Bande in Palermo geführt hatte. Dass er damals vielen Ladenbesitzern die Einnahmen stahl. Nicht mit Gewalt – das war dumm und brachte nur Prügel und Scherereien mit der Polizei. Stattdessen waren sie,

Angelo lächelte bei der Erinnerung, zu sechst in ein kleines Geschäft getreten, zeigten ihr Geld, das wer weiß woher stammen mochte und mit dem sie vorgaben, wie dumme Jungs irgendetwas kaufen zu wollen. Und während der Inhaber geflissentlich mit der Aussicht auf Gewinn ihre Wünsche erfüllte, stahl einer aus der Kasse; der zweite erzählte mittlerweile die Geschichte vom reichen Onkel aus Amerika, Salvatore aus Chicago, der dem Neffen ganz spendabel so viel Geld zugesteckt hatte; der dritte und vierte nahmen den Kunden dann mit zarter langfingriger Hand etwas aus dem Portemonnaie, um Gottes willen nicht alles; der fünfte und sechste ließen aus dem Geschäft ein paar Waren mitgehen; und natürlich wurde das Gekaufte ordentlich bezahlt, am besten zu einem überhöhten Preis, das erschwerte dem Besitzer die Anzeige bei der Polizei. Außerdem wollte sich niemand lächerlich machen. Man durfte dieselbe Methode nie zu oft anwenden. Das erforderte freilich Nachdenken und Mühen um neue Wege, etwas, was offenbar die meisten Menschen scheuten. Angelo nicht. Aber nun diese Einladung! Welch ein Unterschied zwischen damals und heute!

Der Monsignore schaute aus dem Auto. Seine beiden Erzbischöfe waren noch nicht zu sehen. Vor genau einem Monat, am 15. Oktober, hatte er den Brief erhalten. Angelo Mefisto zog ihn aus der Tasche, um sich seines Glückes zu vergewissern. Obwohl er ihn immer vorsichtig behandelt hatte, war das Papier ziemlich abgegriffen. Schon der Umschlag hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Mefisto schaltete im Auto das Licht an und betrachtete ihn noch einmal. Die Vorderseite war von einem schwarzen Rand umzogen wie bei einer Traueranzeige, doch nicht ganz, weil an jeder Seite dieser schwarze Streifen dreimal unterbrochen war, nämlich so, dass Schwarz und Weiß gleich lang waren, was graphisch ein verwirrendes Muster ergab. Man mochte es für den Einfall eines modernen Designers halten, dem traurigen schwarzen Rand eine lockere Note zu geben. Die Rückseite des Couverts war ganz weiß, scheinbar ohne Absender. Doch bei genauem Hinsehen hatte Mefisto vier eingeprägte Zeichen entdeckt. An jeder Ecke der dreiseitigen Umschlagklappe fand sich eine Prägung, zwei davon waren leicht als Wappensymbole zu erkennen, ein Adler links oben und eine Säule rechts oben, und in der Mitte die Buchstaben »SR«.

Für den Monsignore war es nicht schwer, die Säule, die *Colonna*, zuzuteilen. Sie konnte Bezug nehmen auf die römische Adelsfamilie der Colonna, die der Kirche zwei Päpste gegeben hatte. An einen von den beiden erinnerte er sich auf Anhieb, Martin V., dessen Wahl in Konstanz im Jahr 1417 das Große Abendländische Schisma beendete. Den anderen Papst musste er noch nachschlagen. Schwierig war es mit dem Adler, einem zu

häufigen Wappentier, nicht nur bei Päpsten, auch bei römischen Familien und europäischen Fürstenhäusern. Die beiden Buchstaben »SR« konnten viel bedeuten – das »R« in der Ewigen Stadt mit einiger Wahrscheinlichkeit »Roma« oder »Romanus«. Unter dem »SR« in der Mitte befand sich die vierte Prägung, eine stilisierte päpstliche Tiara, die dreifache Krone, die unter Paul VI. vor zwei Jahrzehnten vom Haupt der Päpste verschwunden war. Dem Prälaten fiel plötzlich die Frage ein, wohin wohl die Papstkronen aus den verschiedenen Zeiten in unterschiedlichen Größen gekommen seien. Ob sie vielleicht wieder auftauchten und gebraucht würden?

Als Angelo Mefisto den Umschlag öffnete und ein zweifach gefaltetes Papier, fast in Kartonstärke, in der Hand hielt, war ihm selbst jetzt noch, genauso wie vor einem Monat, so feierlich zumute, dass er sich erheben musste und aus dem Auto stieg. Er blickte sich pflichtbewusst um, aber weder der eine noch der andere Erzbischof kam. Gleichviel. Der Monsignore hatte keine Eile. So konnte der Abend ausklingen. Er schaute wieder auf das Papier.

Auf dem ersten Teil fanden sich wieder Adler, Säule und »SR«, auf dem mittleren Teil der Karte las er – natürlich wusste er es auswendig:

Cardines urbis et orbis

commemorantes opus mirabile

gloriae Dei – magnitudini Romae

sanctitati Ecclesiae – saluti Humanitatis

dedicatum consumatum

generose tribuunt honores

.....

»Die Angeln der Stadt und des Erdkreises«, so übersetzte Mefisto leise für sich, »im Gedenken an die wunderbare Tat, die der Ehre Gottes, der Größe Roms, der Heiligkeit der Kirche und dem Heil des Menschengeschlechts geweiht war und vollbracht wurde, erweisen große Ehre ...«

Es war Angelo Mefisto selbstverständlich erschienen, dass die Einladenden die Ehren vergaben. Gewöhnlich ging die Ehre von den Gästen aus. Mit einer Tiara im Hintergrund war das anders. Und die Säule deutete vornehmste Herkunft an. Außerdem hatte man ihn, das sah er sofort an den Worten *Eccellentissimo Domino*, schon eine Stufe höher in den Bischofsrang erhoben – »Seiner Exzellenz dem Herrn«. Es musste schon ein Bischof sein, darunter ging diese Gesellschaft nicht, die, wie weiter angegeben war, sich am 15. November um 21 Uhr im Festsaal des Palazzo Colonna an der Piazza 12

Apostoli einfinden sollte.

Dem Monsignore schien, dass er nun schon lange gewartet hatte. Dafür, dass die beiden hochwürdigsten Herren nur ein paar Schritte machen wollten, blieben sie lange aus. Doch ihm war noch immer feierlich zumute. Denn da stand schwarz auf weiß, in mittelalterlicher Mönchskalligraphie sein Name: *Angelo Mefisto*. Ihm, dem Sohn eines armseiligen Gelegenheitsarbeiters aus Palermo, wurde die Ehre erwiesen – natürlich, so herum war es –, an jener Abendgesellschaft teilzunehmen, die Jahr für Jahr am 15. November im Palazzo Colonna zusammenkam und über die man im Vatikan mehr geheimnisvoll flüsterte als offen sprach. Er gehörte von jetzt an zu jenem Kreis der auserwählten Kuri-
alen, die gewürdigt wurden, mit den erlesensten Vertretern des römischen Adels zusammenzusein. Der Prälat atmete tief ein vor Zufriedenheit.

Es war sicher die adligste Versammlung der Welt. Denn nicht wenige dieser Familien erhoben den Anspruch, sogar älter als das Papsttum zu sein, ihre Vorfahren bis in die Republikanische Zeit des Römischen Reiches vor Christi Geburt zurückverfolgen zu können, als noch keine Rede war von Imperatoren und Päpsten, als man nichts wusste von deutschen Königen, die zu Kaisern des Römischen Reiches zu erheben waren, durch römische Gunst, von der Römer Gnaden. Wenn Rom zu Recht *Caput Mundi*, Haupt der Welt, genannt wurde, dann waren hier die Häupter Roms versammelt. Und diese ließen sich herab, aus der Kurie, aus der Zentralverwaltung der katholischen Kirche, unter den Mitarbeitern des Papstes einige Würdige auszuwählen und an ihrem Ruhm teilnehmen zu lassen. Darunter ihn.

Gewiss, Angelo war nüchtern genug, daran zu denken, dass die großen Namen der römischen *Nobiltà*, des Adels der Ewigen Stadt, nicht auf der Liste der reichsten und mächtigsten Männer oder Familien der Welt zu finden waren. Das machte nichts! Irdische Reichtümer sind vergänglich. Geld konnte man erwerben und wieder verlieren. Doch die Abstammung von Romulus und Remus, von Scipio und Cato, von den Caesaren und Ciceronen, den Juliern und Flaviern konnte man nie einbüßen, wenn man in männlicher Weise für die Vermehrung des Geschlechtes sorgte. Deshalb war es das größte Opfer jener Familien, der Kirche den einen oder anderen als Bischof, Kardinal oder Papst zur Verfügung zu stellen. Deshalb mussten sich die adligen Kirchenfürsten durch Nepotismus revanchieren; die Familienbande und sogar die Verpflichtung, *in persona patris* die fruchtbare Tradition weiterzuführen, galten mehr als Kirchenzucht.

Ein wenig gehörte er nun auch dazu. Angelo Mefisto richtete sich zu voller, wenn auch eher bescheidener Größe auf. Wie wunderbar war doch diese seine Welt!

Schön und gut, dachte sich Angelo Mefisto plötzlich, nach offenbar unentschiedenem Kampf gegen den Stolz. Die Welt schien in Ordnung. Aber wo blieben seine Erzbischöfe? Sie wussten, wo er sie abgesetzt hatte. Vielleicht sollte er sie doch suchen gehen? Er schlug die Autotür zu, ohne abzuschließen. Er hatte nichts zu verbergen.

4.

Vom Dienstleister italienischer Polizisten in Rom

Martin Lumière fiel erst jetzt auf, dass sich keine Neugierigen zu ihm und dem Toten gesellten. Auch von den Autos, die in nur wenigen Metern Entfernung, wenn auch jenseits des Absperrgitters vorbeifuhren, hielt keines. Offenbar wollten sich die Römer von Unannehmlichkeiten fernhalten. Er rümpfte die Nase. Noch einmal legte er dem Mann im schwarzen Gewand die Hand aufs Herz. Nichts. Jeder Wiederbelebungsversuch erschien ihm zwecklos. Lumière konnte so etwas beurteilen.

Vielleicht ist es wahr, schoss es ihm durch den Kopf, dass der Mensch im Moment des Sterbens sein Leben vor sich ablaufen sieht. Psychologen und Theologen haben daraus bücherfüllende Theorien entwickelt, die Psychologie des Sterbens, die Theologie des Todes. Vielleicht ist es wahr, dass man dann in wenigen Augenblicken gleichsam eine Quintessenz seines Lebens erhält, mit dem Ergebnis Himmel, Hölle oder Fegefeuer oder – gar nichts. Wenn dem so wäre, so hätte Martin Lumière etwas darum gegeben, den Lebensfilm dieses Mannes im schwarzen Talar mit ansehen zu dürfen, der vor seinen Augen gestorben war.

Auf einmal wurde ihm bewusst, dass in seinem eigenen Kopf ein Film ablief. Es war ihm, als hätte er bei einer Videokamera den Knopf für die Schnellverschlussfunktion gedrückt, so dass das Aufnahmegerät mit erhöhter Geschwindigkeit und gesteigerter Sensibilität die Wirklichkeit einfangen und speichern würde und man den Film nur flink vor und zurück, zurück und vor abspielen müsste, ihn zwischendurch auch anhalten und mit einem Zoom Vergrößerungen erwirken könnte, um alles zu erfahren, was geschehen war. So ging es jetzt in seinem Gehirn zu. Und dieser Film betraf nicht nur die letzten Minuten und Sekunden, sondern er ging auch – seltsam – in die Zukunft, was zu tun sei. Weglaufen, so tun, als ob man nichts gehört und gesehen hätte? Zur Polizei, zur Botschaft, im Vatikan läuten? Den Papst informieren? Lächerlich. Oder wenigstens einen Bischof? Nicht weniger töricht. Wie ein wildgewordener Cursor unprogrammiert über

labyrinthische Bahnen in einem Computer fegt, so irrte sein Gedankenstrahl orientierungslos durch die vergangenen und kommenden Minuten, Wirklichkeit und Möglichkeit nicht auseinanderhaltend.

Nur mit dem Lasso der Vernunft, ermahnte sich Martin Lumière, konnte er die Ausbrüche seiner Phantasie einfangen. Als Deutscher verspürte er erleichtert die Pflicht, den Fall – denn um einen Fall handelte es sich zweifellos –, also diesen mysteriösen Tod – wenn nicht gar Mord, wie es ihm selbst im matten Licht der römischen Straßenlampen fast schon einleuchtete – in jedem Fall diesen Fall der Polizei anzuvertrauen. Unvergesslich waren ihm die Worte des Sterbenden: »Er war es ... Immer er ...« Was gab es da viel zu deuteln! Schrei oder Knall oder gar Schrei und Knall hatten damit sofort ihre Erklärung gefunden. Carabinieri! hieß der Ordnungsruf. Die italienische Ordnungsmacht musste in Aktion treten.

Aiuto, Hilfe zu schreien, kam ihm zwar auch in den Sinn, doch nicht über die Zunge. Erstens war offenbar schon geschrien worden, zweitens brauchte jener sie nicht mehr, und er konnte diese selbst holen. Also machte Lumière sich auf den Weg dorthin, wo er, rechts vom Petersplatz, an der Verbindungsmauer zwischen dem vatikanischen Palast und der Engelsburg, eine Travertintafel mit der Aufschrift *Posto di Polizia*, Polizeistation, gesehen hatte. Entweder würde die Wachstube noch offen sein oder davor ein Polizeiauto stehen, hoffte er.

Lumière legte sich die Worte zurecht: »*Ho visto un morto*. Ich habe einen Toten gesehen, einen Priester, genau auf der Grenze.« Letzteres schien ihm außerordentlich bedeutsam.

Vor der Station stand ein Alfa. Zwei Polizisten lehnten daran und führten ein offensichtlich wichtiges, aber entspanntes Gespräch.

Aufgeregt sagte Lumière: »Ein Toter. Ein Priester. Genau auf der Grenze.«

Die beiden Hüter der Unverletzlichkeit der Grenzen in der Ewigen Stadt schauten sich an: »Ein Toter? Sind Sie sicher? Waren es nicht vielleicht zwei?«

»Nein, einer. Aber so kommen Sie doch! Hier ...«

Martin Lumière wollte zum Beweis seiner redlichen Absicht die rechte Hand mit dem Blut vom Kopf des Fremden vorzeigen, besann sich jedoch, weniger aus Vorsicht, nicht den Verdacht auf sich selbst zu lenken, sondern weil er die beiden auch ohne ein so schlagendes Indiz aus ihrer Ruhe aufscheuchen wollte.

»Also gut«, meinte der eine, und der andere stimmte zu. »Ein kleiner Spaziergang tut uns gut, auch wenn er nicht der Mühe wert scheint. Also, wo soll es sein?«

Statt einer Antwort ging Lumière einfach los, und den beiden Uniformierten blieb nichts anderes übrig, als ihm, wenn auch kopfschüttelnd, zu folgen. Ein Herr in Zivil, der sich dem Auto genähert hatte, hellblaues Hemd und eine Krawatte, deren modisches Design Lumière selbst in der Eile auffiel, gab den beiden ein zustimmendes Zeichen.

»Und wer sind Sie?«, wurde der eine nach einigen Schritten nun amtlich.

»Ich bin Deutscher, für einige Tage in Rom ...«

»Turismo?«

»Nicht direkt. Aber wenn Sie wollen, ja, Tourist. Doch das ist jetzt nicht wichtig. Selbstverständlich können Sie meine Ausweispapiere sehen. Allerdings habe ich sie nicht bei mir. Doch hier ist meine Visitenkarte. Natürlich nur mit der deutschen Adresse. Ich wohne im Hotel Columbus, Zimmer 42, in der Via della Conciliazione.« Lumière beschleunigte seine Schritte. »Aber sehen Sie doch, bitte!« Das *prego* nahm vor Erbitterung über die Gleichgültigkeit der Polizisten einen scharfen deutschen Akzent an. »Sehen Sie doch!« Sein rechter Zeigefinger wies, wenige Meter vor den Kolonnaden, voraus auf den Boden.

Lumière hielt inne, denn er sah selbst dorthin, wo der Mann im Talar gelegen hatte. Die Stelle war leer. Lumière vergewisserte sich, ob es wirklich genau der Ort war, an dem er vorhin – eine Ewigkeit schien es her – den Mann gesehen hatte, den Mann mit den weit aufgerissenen Augen, den sich bewegenden Lippen und – dies Detail fiel ihm erst jetzt wieder ein – auffälligen Manschettenknöpfen. Er hätte sie zeichnen können: ein goldener Rhombus mit einem blauen Stein und darin ein kleiner Brillant. Ja, und einen Ring trug der Tote wohl auch. Der Platz war es. Holzgatter, Schutzstein, grauer Streifen, Ausgang der Kolonnaden. Doch die Stelle blieb leer.

»Na, dann ist ja alles in Ordnung«, riss ihn die Stimme des einen aus seiner Verwundung.

Und der andere ergänzte: »Wo kein Toter, da ist auch kein Mord.« Und lachte dazu. »Sie können natürlich darauf bestehen, einen gesehen zu haben oder vielleicht auch zwei, gut, also einen, und eine offizielle Anzeige erstatten. Aber das muss nicht jetzt sein. Wir haben im Moment auch gerade keinen Stift dabei. Oder hast du einen?«, fragte er seinen Kollegen.

»Auch nicht. Also kommen Sie einfach morgen ins Polizeirevier oder zur Station der Carabinieri, wohin Sie wollen. Sie werden uns schon nicht durch die Lappen gehen. Hotel Columbus, Zimmer 42, nicht wahr?«

Damit ließen ihn die beiden stehen und gingen in Richtung des Alfa zurück.

5.

Vom journalistischen Auftrag eines Historikers

Martin Lumière stand allein an jener Stelle – Gatter, Schutzstein, grauer Streifen, Ausgang der Kolonnaden, links, wenn man auf Sankt Peter blickt. Nicht nur Mörder kehren an den Ort der Untat zurück. Auch Zeugen tun das zuweilen – und sind dadurch schon in schlimmen Verdacht geraten. Aber weshalb blieb Lumière stehen? Wollte er dem Toten Gelegenheit geben, den Platz seines Hinscheidens wieder einzunehmen? In seinem Gedankenfilm konnte Martin diesen Kunstgriff anwenden, vor und zurück. Die Präzision, mit der die Bilder abliefen, bewiesen ihm, wenn es dessen bedurft hätte, dass nicht er sich geirrt hatte, sondern dass die Polizisten pflichtvergessen waren.

Lumière hielt sich für einen nüchternen Mann. Nüchtern wollte dabei besagen, dass er weder sich noch anderen etwas vormachte, es sei denn mit Absicht, was ihm jedoch selten ohne schlechtes Gewissen gelang. Er wusste, dass er mit diesem Verzicht nicht im Trend seines Berufes lag, der meist den Schein für bare Münze ausgab und den Glanz mehr liebte als das Solide. Er bildete sich auf diesen Nonkonformismus wenig ein. Es war kaum sein Verdienst.

Die Eltern hatten ihm ein kleines Vermögen hinterlassen, das er schon als Student mit mehr Glück als Verstand gemehrt hatte. Er konnte von den Erträgen leben, sogar in jenem Luxus, der einem modernen Menschen zur Pflicht gemacht ist. Als er nach den ersten Jahren des Berufslebens ein finanzielles Fazit zog, erkannte er, dass regelmäßige Arbeit und monatliches Einkommen angesichts einer ihm durch Erziehung auferlegten Steuerehrlichkeit in keinem vernünftigen Verhältnis standen. Deshalb entschied er, sich von beidem, der regelmäßigen Arbeit in einem Büro und gesicherten dreizehneinhalb Monatsgehältern, zu trennen.

Kurze Zeit hatte er – »aus sozialer Verpflichtung«, wie einige seiner Freunde dies nannten, und unter dem Eindruck des damals, in den siebziger Jahren herrschenden Zeitgeistes – erwogen, seine Einkünfte aus dem Vermögen dadurch zu mindern, dass er es langsam verschenkte. Als er würdige Adressaten seiner hochherzigen Absicht suchte und immer mehr fand, wofür sein Kapital wiederum nicht ausreichte, folgerte er daraus, dass er zu wenig von der Welt und den Menschen verstehe. Er beschloss, mal dies und mal das zu studieren, vornehmlich Geisteswissenschaften, Geschichte vor allem und Sprachen, darunter Italienisch, wofür er jetzt in Rom besonders dankbar war, Philosophie und, Faust sei's geklagt, auch ein wenig Theologie. Evangelische, weil er von Hause

aus Protestant und nicht wenig stolz darauf war, doch auch ein bisschen katholische, des ökumenischen Geistes wegen. Von allem etwas. Vor allem jedoch wollte er sich in der Welt und unter den Menschen umsehen. So vergingen die Jahre. Seine Lebenserwartung verringerte sich, seine Erfahrungen wuchsen. Schließlich wunderte er sich beinahe über nichts und niemanden mehr. Das führte ihn keineswegs in Zynismus, in jenen lockeren, wie er oft Journalisten nachgesagt wird, obwohl er an den Menschen zweifelte. Unsinn. Um vor Menschenverachtung gefeit zu sein, genügte es Martin Lumière, als Historiker die freundlichen Seiten der Geschichte zu betrachten und als Mensch in den Spiegel zu blicken. Er musste dann lachen und nahm alles nicht so ernst. Es bereitete ihm sogar immer mehr Spaß, weil er eine geheime Regie im Leben der Menschen besser zu verstehen meinte.

Frau und Kinder, die von selbst die Anforderungen an seine finanzielle Leistungsfähigkeit und den Lebensdruck erhöht hätten, hatten sich nicht eingestellt. Dem Ernstfall seines Schicksals war Lumière wohl noch nicht begegnet. Oder? Die Frage konnte ihn in tiefes Nachdenken stürzen, zum Beispiel gerade eben auf dem Petersplatz und auch jetzt wieder, da es an jener Stelle nichts mehr zu sehen gab. Es war wohl so. Nicht, weil er etwas gegen Frauen gehabt hätte! Im Gegenteil. Dass sich mit den Jahren der Wechsel bei seinen Freundinnen etwas verlangsamt hatte, sprach für und gegen nichts, außer für sein zunehmendes Alter. Oder war Beatrix, die Frau, von der er vor einigen Tagen ungerne am Flughafen in Frankfurt Abschied genommen hatte, dieser Ernstfall? Auch diese Frage beschäftigte ihn, jetzt, vor dem 40. Geburtstag, häufig. Einmal hatte eine Freundin ihm gesagt, sie bemerke, dass er auch Männern gefalle, und fürchte, dass diese auch ihm gefallen könnten. Er hatte wenig darauf gegeben, jedenfalls teilte er diese Befürchtung nicht. Weiter hatte er nicht darüber nachgedacht und es angenommen, dass ihm die Natur ein, wie er es nannte, passables Aussehen gegeben hatte: 1,84 Meter groß, dunkelblonde, volle Haare, kräftig-schlank, sportlich, doch keinem Sport verschrieben. In seinem Pass stand natürlich: Keine besonderen Kennzeichen. Er hätte selbstverständlich einige aufstellen können. Zum Beispiel: das eine Auge blaugrau, das andere graublau. Aber das war nur manchmal von Bedeutung.

Martin Lumière schüttelte den Kopf. Was sollte er anfangen, wenn kein Toter vorhanden war? Er konnte froh sein, dass ihn die Polizisten – nett, diese Italiener – nicht belästigt hatten. Er schaute seine rechte Hand an. Das Blut war natürlich trocken, aber vorhanden. Gedankenverloren ging er zu dem linken Brunnen des Platzes, feuchtete ein Papiertaschentuch an, säuberte die Hand und steckte das Taschentuch in das leere Plas-

tiktütchen zurück, als Beweis, dass alles keine Einbildung war. Dazu piff er, wie es seine schlechte Gewohnheit war, irgendeine Melodie. Nicht besonders genau. Nur er hätte sagen können, dass sie aus einem Streichquartett von Schubert stammte: Nr. 14, d-Moll sollte es sein.

Martin Lumière schüttelte den Kopf, während er vom Brunnen zurückging. Wichtiger schien ihm nun, dass er mit seinem Auftrag vorankam. Obwohl er seit Jahren keiner regelmäßigen Arbeit nachging, arbeitete er regelmäßig. Statt Tag für Tag ins Büro zu gehen, was ihm weniger eingebracht hätte als dem Finanzamt – an diesem Punkt schien ihm zwischen der Pflicht des Staatsbürgers und dem Ehrgeiz eines begabten Mannes die Grenze gezogen –, hatte er eigene Projekte entwickelt. Für Zeitungen und Zeitschriften, Magazine und Illustrierte, auch für Rundfunk und Fernsehen führte er Recherchen aus, schrieb Artikel, bereitete Sendungen und Filme vor oder gestaltete sie zuweilen auch selbst. Für diese aufwendige Arbeit hatten gewöhnliche, in tägliche Regelarbeit eingespannte Journalisten keine Zeit, oder sie war den Redaktionen zu teuer. Dadurch hatte er sich mit den Jahren einen Namen als Publizist erworben, ohne den Neid der fest eingestellten Redakteure zu erregen und vor allem nicht die Missgunst jener, die von ihrem Beruf leben mussten. In seiner Freiheit von abhängiger Lohnarbeit sah Lumière ein unverdientes Privileg, mit dem er wenigstens nicht andere ärgern wollte. Er nahm niemandem etwas weg, suchte sich stets Lücken und Nischen aus. Weil er gründlich war und er seine Studien nicht nur zum Zeitvertreib absolviert hatte, brachte er es außer zu Ansehen auch zur Deckung seiner Lebenskosten.

Vor zwei Wochen hatte ihn der Chefredakteur einer Berliner Wochenzeitschrift angerufen und ihm ein Thema vorgeschlagen. Er wünte sich, so Heribert C. Klein – das C stand für Cicero, manchmal auch für Cato, den mit dem *Ceterum censeo*, weil Klein seine Konferenzen immer mit den Worten begann: »Ceterum censeo, im Übrigen meine ich, dass uns nichts über die Wahrheit geht«, womit er stets für entspanntes Schmunzeln sorgte – er wolle, so der Chefredakteur zu Martin Lumière, einen Artikel, vielleicht eine kleine Serie, eine »runde Sache« jedenfalls, über Rom und den Mittleren Osten, in der »alles drin sein« müsse. Kirche, Islam und Judentum, Papst und Kardinäle, Ayatollahs, Rabbiner und Patriarchen, Kreuzzüge und Judenverfolgungen, »ja meinetwegen auch das Hochhuth-Syndrom«, also die Frage, ob Papst Pius XII. im Zweiten Weltkrieg etwas gegen die Vernichtung der Juden durch die Deutschen hätte unternehmen können – was unterlassen zu haben ihm der deutsche Schriftsteller Rolf Hochhuth in einem Theaterstück vorwarf. Er dürfe Geheimes und Bekanntes aufs Tapet bringen, besser natürlich

mehr Geheimes als Bekanntes; ja, ja, auch, ob der Heilige Stuhl und der Staat Israel diplomatische Beziehungen aufnehmen würden. Die Heilige Stadt Jerusalem und die Palästinenserfrage, auch recht. Große Striche, bitte, und nicht zu klein gedacht. Wenn er sonst noch etwas im Vatikan finde, so Heribert C., Agenten und Aktionäre, Fanatiker und Frauen, Verstecke und Verliese, so solle er sich das für ein andermal notieren. Denn er, Klein, werde ihm ein Empfehlungsschreiben des im Vatikan geschätzten Erzbischofs Joseph F., F wie Fürchtegott, Heidenspaß – er hieß nun mal so – besorgen. Damit werde er in Rom Einlass finden und die Skepsis im Vatikan allem fremden Wissensdurst gegenüber zunächst überwinden. Alles klar?

Lumière hatte zögernd »Ja« gesagt, obwohl ihm wenig klar war. Er war schon viel herumgekommen in der Welt, doch bis in den Vatikan hatte er es beruflich noch nicht gebracht. Aber das gänzlich unbekannte Terrain der römischen Kirche lockte, und so hatte er angenommen, vor allem das Empfehlungsschreiben, ein kostbarer Passepartout, wie sich herausstellte. Nun war er im Vatikan gewesen, und jetzt – Martin Lumière war zu jener Stelle zurückgegangen, um noch einmal zu schauen, vielleicht ... – jetzt stand er auf der Grenze zu Italien. Bisher hatte er mehr Material zusammengetragen, als er verwenden konnte. Dennoch war er unzufrieden. Immer, wenn er in den letzten Tagen meinte, etwas gepackt zu haben, verflüchtigte es sich sofort. So wie dieser Tote, den er hier auf dem Boden selbst gesehen, mit der eigenen Hand berührt hatte. Er konnte doch diese Sache niemandem erzählen, geschweige denn schreiben. Vielleicht, dass in der Zwischenzeit der Herr Jesus Christus über den Platz gekommen sei und wie in der Bibel dem Toten zugerufen habe: »Steh auf und wandle.« Man würde ihn in Berlin verspotten. Vielleicht war es das Beste, das Ganze zu vergessen und ins Bett zu gehen.

6.

Von der Begegnung eines Mannes mit einer Frau

Als Martin Lumière sich aufrichtete und umwandte, kam die Frau auf ihn zu. Jene Frau, die er schon auf der Piazza gesehen hatte. Natürlich kam sie nicht auf ihn zu. Es schien nur so, da sie beide auf denselben Ausgang in dem Absperrgitter zustrebten. Wenn das nicht ein schöner Zufall war! Sie konnte unmöglich Italienerin sein. Römerinnen gehen nicht nach Mitternacht allein über den Petersplatz. Sie hatte es eilig. Lumière kam nicht dazu, sich geistreiche Worte zu überlegen, um jenen Abstand der be-

ziehungslosen Fremdheit zu überwinden, der schon die schönsten Träume Träume sein ließ.

»Pardon«, begann er auf französisch-international und fuhr englisch fort: »Ich habe Sie schon gesehen. Gestern«, fügte er keineswegs verlegen hinzu.

»Ich Sie nicht«, kam es knapp, weder unfreundlich noch ablehnend zurück. »Aber wenn, war es vorgestern. Jedenfalls war ich vorgestern auf der Piazza hier«, präzisierte sie. »Wenn Sie auch ein Nachtwandler sind und den Petersplatz lieben. Man kann dort so wunderbar allein sein, nicht wahr? Sie gestatten?«

Mit diesem Wort hätte die Dame den unverbindlichen Wortwechsel beenden und weitergehen können. Sie ging aber nicht.

»Man will gar nicht immer allein sein«, sagte Lumière weiterhin auf Englisch. Er hatte bemerkt, dass Englisch nicht ihre Muttersprache war, auch wenn sie es fast perfekt sprach. »Man will nicht immer allein sein«, wiederholte er mit Nachdruck.

»Es sollte Ihnen nicht an möglichen Partnern fehlen«, meinte die Fremde, »oder an Partnerinnen«, ergänzte sie, nicht ohne ihn kühl, genau und umfassend zu mustern.

Lumière hatte den Eindruck, dass dabei nur wenig weibliche Neugier im Spiel war, wiewohl ihm das nicht unsympathisch gewesen wäre.

»Nein, das nicht«, ging er schnell darauf ein, dabei flüchtig an den letzten Flirt denkend, Eleonora mit Namen, eine Florentinerin. Er dankte dafür, dass er gerade weder deren heftiges Parfüm noch ihre Redseligkeit teilen musste. »Nein, das nicht«, wiederholte er, »aber man soll dem Leben zuweilen auch Gelegenheit zu Überraschungen geben.«

Er hatte kaum diesen Satz herausgebracht, als er schon wieder den Knopf für den Zeitlupenfilm hätte drücken müssen: Lumière, mit dem Gesicht zur Peterskirche, mit dem Rücken zur Straße, hörte – doch was heißt *hörte*, es geschah hier und jetzt –, wie ein Auto sich mit erhöhter Geschwindigkeit näherte und abbremste, wie es hinter ihm zweimal trocken knallte und der Wagen wieder davonbrauste. Er konnte es eigentlich nicht gesehen haben, da seine Augen nach vorn blickten. Denn noch überraschender war, dass im selben Moment die Frau gänzlich undamenhaft reagierte. Halb glitt sie so, halb schob sie ihn so, dass er genau zwischen ihr und dem Auto zu stehen kam. Sein Körper beschützte den ihren, dachte er für den Bruchteil einer Sekunde.

Es war nicht das erste Mal, dass sich ihm eine Frau näherte. Aber Martin Lumière gestand sich ein, dass er es in diesem Moment am wenigsten erwartet hatte und die Annäherung kaum seinem männlichen Charme zuzuschreiben war. Er hatte wenig Zeit, daraus das Beste zu machen, etwa zu prüfen, ob ihre großen grünen, etwas geweiteten Au-

gen mehr ins Dunkle oder Helle spielten oder einen Unterschied zwischen links und rechts aufwiesen, weil er selbst darauf Wert legte. Wehe jener, die graublau und blau-grau verwechselte.

»Sie haben recht«, sagte sie fast ruhig. Sie hatte längst ihre Arme von den seinen genommen. »Es ist nicht immer gut, allein zu sein. Finden Sie nicht auch, dass die Römer die Touristen nicht so erschrecken sollten? Uns Touristen.« Sie lachte dabei so unbeschwert, dass sie sich selbst Lügen strafte. »Man sollte wirklich dem Leben Gelegenheit zu Überraschungen geben.« Jetzt lächelte sie. »Aber es gibt außer dem Petersplatz noch anderes in Rom zu sehen. Zum Beispiel den Titusbogen am Kolosseum. Ich bin morgen um halb ein Uhr mittags bei einer Führung dort.«

In diesem Moment kam wieder ein Auto. Es bremste ebenfalls, doch diesmal lautlos. Die junge Dame machte ein paar rasche Schritte. Der Schlag öffnete sich. Mit quietschenden Reifen fuhr der Wagen, ein grauer Volvo mit einem CD-Kennzeichen, wie Lumière sah, davon.

7.

Die Eleganz eines tüchtigen Kommissars

Der Kommissar mit der eleganten Krawatte verfolgte die drei – unauffällig, wie sich versteht. Natürlich war er nicht weggegangen, als er mit einem letzten Blick zurück jemanden sich zielstrebig seinen Untergebenen nähern sah. Ein tüchtiger Kommissar geht in solchen Momenten nie davon, selbst wenn es schon nach Mitternacht ist. Vielleicht hatte Sandiavolo auch zu viel kombiniert – Senator Vitelleschi, Miro Caldona und Papst Alexander VI., sein Namenspatron für Benigno A., wie Alessandro. Das kann einen beschäftigen.

Das galt auch für Alexander VI. Sandiavolo spürte das Wappen im Rücken. Als Rodrigo de Borja, Abkömmling einer hochadligen Familie aus dem spanischen Valencia, so hatte der Kommissar als wissensdurstiger Anfänger aus den Büchern erfahren, am 26. August 1492 – der Sommer war schwül und bedrückte die Menschen – den Stuhl Petri bestieg, setzte er sich an die Spitze des Zeitgeistes. Humanismus und Renaissance, die großen europäischen Geistesströme des 14. und 15. Jahrhunderts, waren aus dem Boden des Christentums gewachsen, nicht gegen die Kirche, sondern von dieser gefördert. Päpste, Kardinäle und Bischöfe waren die Avantgarde des Fortschritts, die Vorhut der

Kultur, jene, die den Trend bestimmten. So verstand es auch der Borja-Papst, aus dessen hartem spanischem Gaumenlaut im Familiennamen bei dem Kommissar wie bei allen Römern ein weich-sinnlicher italienischer Kusslaut wurde: Borgia. Er, der Kirchenmann, wollte der Welt zeigen, dass er noch rücksichtsloser und eigennütziger vorgehen, alles noch schlauer und geschickter anstellen, wüster und wilder treiben konnte.

Benigno A. Sandiavolo ließ die drei nicht aus dem Auge. Das hinderte ihn nicht daran, einen Sprung von fünf Jahrhunderten zu machen und an diesen Miro Caldona zu denken. Weshalb hatte der Senator Vitelleschi heute nach Caldona gefragt? Und warum ihn? Da musste etwas dahinterstecken. Miro Caldona gebot über zwei landesweite private Fernsehsender, die der katholischen Kirche nahestanden und ihr auch nie zu nahe traten – bis 24 Uhr abends, bis nach einem interessanten, zum Teil anspruchsvollen, zum Teil unterhaltsamen Programm ab Mitternacht nur noch Sendungen für Erwachsene kamen. Man meinte offenbar, dass gläubige Katholiken früher ins Bett gingen als die erotisch Empfänglichen. Sandiavolo kannte beide Sparten. Außerdem gebot Miro Caldona über Einfluss in einer der angesehensten Zeitungen des Landes, der *Gazzetta d'Italia*. Um dieses Imperium zuerst errichten und dann zusammenhalten zu können, gegen potenzielle und wirkliche Widersacher, musste Miro Caldona mächtige Freunde in den politischen Parteien und in der Regierung besitzen. Zur Imagepflege hatte sich der Neapolitaner einen Fußballclub der Serie A zugelegt, nicht den von Neapel – der war schon vergeben –, sondern einen aus der Provinz, der im zweiten Anlauf sogar Meister geworden war. Was ihn dazu bewogen hatte, in den größeren italienischen Städten soziale Zentren einzurichten, »Centro M. C.« genannt, die ohne Aufhebens Gutes taten, schoben die einen auf soziales Engagement aufgrund seiner Herkunft, die anderen auf sein schlechtes Gewissen.

»Schlechtes Gewissen«, murmelte Sandiavolo zweifelnd. Er kannte viele, die keines mehr hatten.

Seine zwei Untergebenen ließen nun den Deutschen stehen und kamen zurück. Am rechten Ausgang der Kolonnaden trat der Kommissar auf sie zu. Sie waren nicht erstaunt. Sie kannten ihren Commissario. Etwas gelangweilt meldeten sie: »Ein Deutscher. Meint, er habe einen Toten gesehen. War aber kein Toter da. Sagte, genau auf der Grenze. Komisch. Haben Sie schon mal gehört, Commissario, dass es hier eine Grenze gibt? Hier, mitten in Rom?«

Sandiavolo nickte vage: »Schon gut.« Gleichgültig wandte er sich um, bereit, mit den beiden zum Auto zurückzugehen. »Sonst noch was?«

Der eine, Giovanni mit Namen, zählte gelangweilt auf, was er noch von dem Deutschen erfahren hatte: »Wohnt im Hotel Columbus, Zimmer 42. Hier ist seine Visitenkarte mit dem Namen, wenn Sie wollen. Konnte sich gar nicht beruhigen, dass der Tote, angeblich ein Priester, auf der Grenze lag.« Giovanni schüttelte verständnislos den Kopf.

Der Kommissar wiederholte: »Columbus«. Zufall. Alexander VI. war der Kolumbus-Papst. Welche Möglichkeiten in dem Papsttum lagen! Damals hatten sich Portugal und Spanien an Alexander VI. gewandt, um einen Schiedsspruch zu fällen über die Eroberungen in der Neuen Welt, in dem von Cristoforo Colombo aus Genua zu Beginn des Pontifikats entdeckten Amerika. Alexander tat es nicht gewissenhaft, sondern so, dass beide sich zufriedengaben und die europäische Welt in Frieden ließen. Man musste die Rivalitäten der anderen nutzen, nahm sich der Kommissar aufs Neue vor, und dabei nicht auf die falsche Karte setzen. Aus der Geschichte konnte man lernen. Der Kommissar blickte in die Richtung des Wappens. Man musste so skrupellos sein wie dieser Alexander – Papst hin, Papst her. Es war gefährlich, dachte er, wenn man nicht selbst die Initiative ergriff, wenn andere einem zuvorkamen.

»Was wäre euch denn lieber gewesen?«, unterbrach der Kommissar seine Gedanken.

»Wenn ihr jemanden gefunden hättet oder dass ihr nun nach Hause gehen könnt?«

Wie aus der Pistole geschossen, erklärte Giovanni: »Wenn wir jemanden gefunden hätten. Dann wäre wenigstens was los.«

»Na, vielleicht kann ich euch den Gefallen noch tun«, sagte der Kommissar leichthin.

»Ich schau nochmal nach. Nein, nein, geht nur! Es ist ja nichts, wie ihr sagt«, wehrte er ab und wandte sich allein um.

Der Kommissar trat aus den Kolonnaden hinaus auf den freien Platz und hielt inne. Der Pontifexfürst der Renaissance ließ ihn nicht los. Erfüllte dieser Alexander nicht das Ideal des erfolgreichen modernen Menschen? Sonst hätte nicht Nicolò Machiavelli, der große Machttheoretiker der Renaissance, diesen Papst so bewundert. Der Kommissar hatte die Stelle im *Principe* auswendig gelernt: »Alexander VI. tat und sah nichts anderes, als die Menschen zu hintergehen, und er fand auch immer welche, die sich hintergehen ließen. Es gab noch nie einen Menschen, der seine Beteuerungen wirkungsvoller vorgebracht, seine Versprechungen feierlicher beschworen und weniger gehalten hätte. Trotzdem gelangen ihm seine Betrügereien stets nach Wunsch; so gut kannte er die schwache Seite der Menschen.«

Das war es, schloss der Kommissar, das war der Schlüssel; die Schwächen der Menschen erkennen, auch in seinem Beruf.

Und noch etwas hatte sich der Kommissar gemerkt. Der französische Schriftsteller Stendhal nannte seinen Alexander *la moins imparfaite incarnation du diable*, die am wenigstens unvollkommene Fleischwerdung des Teufels auf Erden. »Diable«, wiederholte er und fand es bedeutsam, dass auch er Teufel hieß, allerdings *Sandiavolo*, Heiligtöfel, Benigno Sandiavolo, mit dem schönen Vornamen Gutartig, Benigno Alessandro Sandiavolo.

Die Welt ist ein Narrenhaus, stellte der Kommissar, Römer seit Generationen, fest. Wie konnte man darin etwas für unmöglich halten? Ein ermordeter Priester im Vatikan? Das heißt, dabei lachte der Commissario kurz auf, zwischen dem Vatikan und der Republik, genau auf der Grenze, wenn es stimmte, was Giovanni ihm berichtet hatte. Das war wenig wahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen. Warum nicht gleich auch ein Priester der Mörder? Das war noch weniger wahrscheinlich und noch mehr ausgeschlossen. Aber auch der Träger des Wappens da oben war mit Morden nicht kleinlich gewesen. Selbst einen Schwiegersohn, den zweiten Mann der Tochter Lucrezia, Alfonso di Bisceglie, ließ er, untätig, von dem Sohn Cesare ermorden. Es war nicht die einzige Schandtät, nicht der einzige Flecken in der Kriminalstatistik dieses elf Jahre dauernden Pontifikats. Wurde es nicht auch durch Mord beendet?

Der Kommissar war weit davon entfernt, den Stab über Alexander VI. zu brechen. Im Gegenteil. Er hatte nämlich gelesen: In der kurzen Zeit der Sedisvakanz, als der Thron Petri sozusagen leer stand, zwischen dem Todestag Innozenz' VIII. am 25. Juli und der Wahl Alexanders in der Nacht zum 11. August des Jahres 1492, seien in Rom 220 Morde begangen worden. Dann hätten die Mörder aus Furcht vor dem neuen Papst ihr Treiben eingestellt. Eine schlechte Herrschaft ist besser als gar keine, folgerte Sandiavolo. Eine gute Regierung kann auch ein Schuft führen, freilich nicht jeder Schurke regiert ordentlich.

Die Welt ist verrückt, wiederholte Sandiavolo. Er schob das Kinn vor und drehte sich wieder um. Er war entschlossen, den Verlockungen der Nacht zu entsagen und den Fall zu verfolgen. Denn ein Fall war es. Im Unterschied zu den beiden Polizisten glaubte er, was der Fremde erzählt hatte, obwohl dieser eine altmodische Krawatte trug. Man sollte ihm eine neue schenken, überlegte der Kommissar, nun fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Er ging rasch zu jener Stelle – Gatter, Schutzstein, grauer Streifen, Ende der Kolonnaden links. Er schaute dorthin, wo dieser Deutsche einen Toten gesehen haben wollte, und blinzelte. Dort vor dem Schutzstein lag ... Nein, keine Leiche. Aber ...

Bevor der Kommissar näher heranging, musste er noch in seinem Gehirn einspeisen und sichern: erstens, dass Martin Lumière hier eine Frau getroffen und mit ihr kurz geredet hatte, zweitens, dass aus einem Auto, einem Mercedes, Typ 200, polizeiliches Kennzeichen Roma D 37474 C, auf den Deutschen und eine Frau geschossen worden war, dass man sie eigentlich aus dieser geringen Entfernung nicht hatte verfehlen können, dass jedoch offenbar niemand treffen wollte und niemand getroffen worden war. Bevor der Kommissar aufhob, was da lag, musste er noch in seinem Gehirn einspeisen und sichern: drittens, dass kurz nach den Schüssen ein anderes Auto die Frau aufgenommen hatte, ein Volvo, polizeiliches Kennzeichen CD 47437.

Der Kommissar schob mit einem Ruck sein Kinn vor. Benigno Alessandro Sandiavolo hatte nämlich beim Hin und Her unter den Kolonnaden nicht nur an Alexander VI. oder Miro Caldonà gedacht, sondern scharf beobachtet. Eben ein tüchtiger Kommissar.

8.

Judith Meir – Was aber ist ihr Metier?

Judith Meir ließ sich in den hinteren Sitz des Autos zurückfallen. »Besonders früh seid ihr nicht gekommen«, sagte sie. »Hätte mich das Leben kosten können.«

Keiner der drei Männer antwortete, nicht der am Lenkrad mit der Narbe quer über dem Gesicht, zweifellos der am wenigsten Wichtige, nicht der rechts vorn in Jeans und sportlicher Jacke, der wohl fürs Grobe zuständig war, und nicht der links hinten in einem ziemlich zerknitterten Anzug – was man alles in der Dunkelheit nicht sehen konnte, was aber Judith Meir wusste.

Der besser Gekleidete neben ihr lachte kurz auf: »Stell dir vor! Unser bestes Stück auf dem Petersplatz in Rom erschossen ... Die hätten alle nur noch gelacht. Von Washington bis Moskau. Und erst unsere Freunde in Tripolis und Bagdad ... Nein, zu lustig.«

Er merkte, dass es Judith gar nicht lustig zumute war.

»Komm, die wollten dir doch gar nichts. Außerdem war es für uns wirklich überraschend, dass sie noch ein zweites Mal kommen würden.« Er wollte begütigend seine Hand auf ihren Arm oder ihr Bein unter dem leichten Mantel legen.

Doch Judith Meir schlug seine Hand weg und fauchte ihn an: »Bring mich ins Hotel zurück!«

»Wie du willst. Aber was ist mit deinem Bericht? Irgendetwas wirst du doch heute Abend erfahren haben? Irgendetwas Neues! Irgendetwas, was uns weiterbringt. Erst warten wir fast drei Stunden lang vor diesem alten Palazzo, dann willst du plötzlich zum Petersplatz, und jetzt soll auf einmal nichts gewesen sein. Sag schon, ob du es geschafft hast! Und wer war der andere? So rede doch!«

Judith Meir schwieg. Sie streckte leicht die geöffnete Hand vor und schloss sie zur Faust, zum Zeichen, dass sie jetzt nicht sprechen würde. Ihre grünen Augen streiften kurz ihren Nebenmann. Ihre Lippen drückten Spott aus.

»Es hätte nicht viel gefehlt, und du wärst ›Witwer‹ geworden. Aber du hast eben Glück. Du solltest zum Dank eine Kerze in einer Kirche aufstellen. Das tun, wie ich heute Abend erfahren habe, sogar die ungläubigen Römer, wenn ihnen etwas Besonderes gut ausgegangen ist. Aber es muss nicht mehr jetzt in der Nacht sein.«

Der besser, aber nicht gut Gekleidete wusste, dass er nun nichts mehr erfahren würde. Musste auch nicht sein. Er blickte hinaus. Das Auto war vom Petersplatz links an den Kolonnaden und jenem Palast vorbeigefahren, in dem, wie er gelernt hatte, die Glau-benskongregation, die Nachfolgeorganisation der katholischen Inquisition – allen Respekt, dachte der Fachmann –, ihren Sitz hatte. Durch den Tunnel unter dem Gianicolo-Hügel hindurch, über den Tiber und am Fluss entlang mit dem Blick zur Engelsburg, dem Mausoleum des Hadrian – seine auch kulturelle Vorbereitung auf Rom war gründlich gewesen – und rechts hinein in die Via Tomacelli. Da waren sie schon am Largo Goldoni. Mit den beiden da vorn konnte er sicher sein, dass sie nicht verfolgt worden waren. »Bis morgen, bis heute!«

Judith Meir war mit einem Satz draußen. Dann ging sie die Via Condotti hinauf, Richtung Spanische Treppe. Aus den Augenwinkeln nahm sie in den Schaufensterscheiben wahr, dass ihr niemand folgte. Die Absätze ihrer Schuhe schlugen ein hastiges Staccato auf dem Pflaster zwischen den eleganten Läden, ungebremst von weiblicher Neugier auf den verführerischen Inhalt der Edelläden, ungemindert im Tempo auch von einem Begleiter.

Judith Meir fühlte sich plötzlich verlassen. Warum, wusste sie auch nicht. Sie hatte in ihrem Leben schon schwierigere Situationen bestanden, lachend, übermütig, der bestanden Gefahr keine zweite Beachtung schenkend. Sie bog in die Via Bocca di Leone ein, nur Ausländer denken dabei an die Übersetzung »Löwenmaul«, als ob man wie Daniel in die Löwengrube müsste. Wurde sie vielleicht alt mit ihren 33 Jahren? War es ein bisschen viel heute Abend gewesen? Die vornehme Gesellschaft in dem alten Palaz-

zo. Die Gespräche mit den adligen Damen, die aus einer anderen Welt und Zeit zu stammen schienen. Das Wortgeplänkel mit der Principessa und den Erzbischöfen, das zu führen sie instruiert war, bei dem sie sich jedoch, wie ihr schien, ungeschickt angestellt hatte. Die unangenehmen Vorfälle auf dem Petersplatz. Der Mann an den Kolonnaden, der ihr gefallen hatte, dem sie aus reinem Übermut, vielleicht mit einer Spur Dankbarkeit – aber Mordechai, ihr jetziger Chef, der im Anzug, hatte gemeint, die andern hätten den Anschlag nicht ernst gemeint –, dem sie sogar die Chance eines Wiedersehens eingeräumt hatte. Natürlich würde er hingehen, morgen, heute Mittag am Titusbogen, dessen war sie sich ganz sicher. Oder vielleicht doch nicht? Sie würde selbstverständlich nicht hingehen. Unfug. Sie hatte Wichtigeres zu tun. Mordechai würde schön toben. Aber vielleicht gerade deshalb. Italiener war der Mann nicht. Aber was dann? Sie schlug sich den Gedanken aus dem Kopf, öffnete die Tür des Hotels, erhielt ihren Schlüssel und eine bewundernde Verbeugung des Nachtportiers, schloss ihre Zimmertür auf und wusste sofort, dass ein Fremder darin gewesen war.

Sie roch es. Auf ihre Nase konnte sie sich verlassen. In der Wüste ebenso wie in Räumen mit parfum- und rauchgeschwängelter Luft. Und sie sah es. An unmerklichen Veränderungen. Ihre Schuhe etwa standen jetzt alle mit den Absätzen nach hinten, wie sie die meisten Menschen hinstellen. Sie jedoch drehte die Spitzen immer nach vorn, so wie man Schuhe sieht, wenn andere an einem die Schuhe sehen. Das konnte kaum das Zimmermädchen getan haben; so spät kam es nicht mehr. Ihr römischer Reiseführer war an einer anderen Seite aufgeschlagen, nicht mehr bei den Vatikanischen Museen, und ihr Lippenstift stand nun nicht mehr, sondern lag auf der Konsole. Jemand hatte etwas bei ihr gesucht. Es war ihr jedoch gleichgültig, dass jemand in ihrem Zimmer gewesen war. Nie ließ sie etwas zurück, was irgendeinen Aufschluss über ihre Tätigkeit gegeben hätte.

In Rom deckten sich im Moment ihre offizielle und ihre geheime Arbeit. Sie war der Presseabteilung der Israelischen Botschaft zugeteilt – der bei der Republik Italien, denn zum Kummer vieler gab es eine diplomatische Vertretung beim Vatikan eben nicht. Dass sie mit einem besonderen Auftrag in Rom eingesetzt wurde, verdankte sie wohl einem Sonderkurs in Archäologie an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Archäologie ist immer gut. Erstens sind einem – allerdings verblassenden – Klischee zufolge alle in Israel Hobbyarchäologen; das bringen Religion und die lange Geschichte des Landes mit sich. Zweitens bietet in Rom die Archäologie meist ein gutes Gesprächsthema oder wenigstens einen Anknüpfungspunkt für harmlose Konversationen. Und

drittens gibt es am Mittelmeer fast überall Ruinen und Museen, für die sich zu interessieren stets ein guter Vorwand ist. So hatte man wohl in der Zentrale gedacht, da eine christliche Theologin wohl weder verfügbar war noch für den Vatikan günstig schien.

Sie würde den vereinbarten Anruf machen, überlegte Judith. Es war immerhin ungewöhnlich, dass sie schon Besuch bekommen hatte. Nicht, dass sie deshalb beunruhigt gewesen wäre. Besser, es tat sich etwas als gar nichts. Aber so früh hatte sie nicht damit gerechnet, und Mordechai wahrscheinlich auch nicht. Vor allem musste man erfahren, wer es gewesen war. Vielleicht wusste es Mordechai. Der wusste immer alles. Es schien jedoch noch zu früh, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Er konnte noch nicht an seiner Stelle sein.

Judith ging ins Bad und schaute etwas prüfender als sonst in den Spiegel. Sie war eine apart-schöne Frau. Diesen Vorzug der Natur behandelte sie gewöhnlich nachlässig. Doch aus irgendeinem Grunde wollte sie es jetzt bestätigt sehen: Sie war immer noch 1,74 Meter groß, schlank, doch nicht mager, schwarzhaarig und hatte grüne Augen, die je nach Licht heller und dunkler wirken konnten. Sie trug meist Hemden und Jeans. Da wirkte sie wie eine Frau, mit der man Pferde stehlen konnte. Begab sie sich jedoch auf den Kriegspfad, im doppelten Sinn, so wirkten zwei, drei Striche – Judith hasste die lange Pflege vor dem Spiegel –, und jeder Mann vergaß das Pferd stehlen. Sie ging rasch unter die Dusche, ließ das Wasser heiß laufen, weil sie plötzlich fror, trocknete sich gründlich ab und griff zum Telefon. In den größeren Hauptstädten der Welt hatten sie eine Fangschaltung. Es genügte, es auf einer verabredeten Nummer zweimal im Abstand von genau 40 Sekunden einmal klingeln zu lassen, und man wurde zurückgerufen. Wie die Techniker das machten, hatte man ihr einmal erklärt. Sie hatte es vergessen. Frauen müssen nicht alles können. Sie hielt den Hörer ans Ohr, doch die Leitung war tot.

Sie legte ihre Handtasche auf die Gabel, um wieder die Leitung zu blockieren, schraubte auf, was aufzuschrauben war, kontrollierte Zuführung und Steckdose. Nichts. Sie nahm ihre Handtasche von der Gabel und wollte, ein klein wenig beunruhigt, den Hörer wieder auflegen, da hörte sie eine Stimme, offenbar die des Nachtportiers: »*Pronto, pronto, Signora? Hallo, Miss? Verzeihen Sie, wir haben eine Störung beim Selbstwählverkehr. Wenn Sie mir Ihre Nummer sagen?*«

»O nein, es ist nichts Wichtiges. Lassen Sie nur. Ich habe ganz vergessen, dass es schon halb zwei Uhr ist. Es geht auch morgen früh.«

»Ja gewiss, dann wird alles in Ordnung sein.«

Nachdenklich legte Judith den Hörer wieder zurück. Seltsam, vorhin hatte das Telefon noch funktioniert. Natürlich, Störungen mochte es in Rom ebenso geben wie in Jerusalem. Aber in ihrem Metier war es zu gefährlich, an Zufälle zu glauben. Sie nahm den Revolver aus der Handtasche und schaltete das Licht aus. Sie fühlte sich unbehaglich.

9.

Angelo Mefisto – Berufung und Beruf eines Priesters

Angelo Mefisto hatte etwas zu verbergen.

Nun doch.

Zum Glück war das Verbergen dem Ehrenprälaten Seiner Heiligkeit zur zweiten Natur geworden.

Mefisto machte sich Vorwürfe. Hochmut kommt vor dem Fall, hatte ihm ein Onkel für solche Fälle auf den Lebensweg mitgegeben. Dass er einen Anflug von Stolz gehabt hatte, gestand sich Angelo Mefisto ein. Dass es aber zum Fall kommen sollte, das musste verhindert werden. Dazu brauchte er jene Kaltblütigkeit, die er sich in den heißen Gassen von Palermo erworben hatte.

»Nein, nein, Sie setzen sich hinten hin!«, befahl er dem einen mit dem Blick auf den andern und fuhr los. Fiat Croma, vatikanisches Kennzeichen SCV, *Stato della Città del Vaticano*. Jetzt kam es darauf an. Er schwieg.

Zwei Erfahrungen hatten sein Leben in den Gassen und Slums der sizilianischen Hauptstadt geprägt: Wer für andere sorgte, hatte mehr vom Leben als ein Egoist. Und zweitens: Was man allgemein Moral nannte, war nur eine Frage der Intelligenz. Die Schlechtigkeit der Menschen beruhte allein auf dem Unvermögen, mit ihrem begrenzten Verstand der Welt und der Mitmenschen Herr zu werden.

Das war nicht immer einfach. Zugegeben. Jetzt besonders nicht. Aber hatte er nicht schon Schwierigeres erlebt? Bereits mit 14 Jahren musste Angelo die ganze achtköpfige Familie ernähren und konnte seinem Vater sogar Geld fürs Wetten bei den illegalen Pferderennen geben. Sein Vater verlor immer. Angelo hasste es, zu verlieren. Er hasste es auch, Gewalt anzuwenden. Es widersprach einfach dem Anspruch seiner Intelligenz. Das meiste konnte man viel vorteilhafter ohne Blutvergießen regeln, es sei denn, man traf auf ganz Unverständige. Da war eine Lektion vonnöten, doch besser nicht direkt im

offenen Kampf. So ähnlich ging es Angelo auch mit der Wahrheit. Die meisten vermieden die Lüge aus Faulheit. Angelo hasste die Wahrheit, die Wahrheit eines erbärmlichen Lebens, die Wahrheit der Hässlichkeit, des Verfalls, des Todes. Von den sizilianischen Fabeln gefielen ihm jene am besten, in denen der Tod betrogen wurde, jenes grausame, fahlgraue Gerippe, das in der Galleria Nazionale della Sicilia, im Palazzo Abatellis seiner Heimatstadt unten am Hafen, als »Triumph des Todes« zu sehen war; diesem Feind des Lebens ein Schnippchen zu schlagen, darauf gab Angelo etwas.

Als er 18 wurde und schon gefürchtet war, kam eines Tages seine Mutter Maria Grazia aufgelöst in Tränen nach Hause und berichtete, der Pfarrer habe ihr bei der Beichte Vorhaltungen über den Lebenswandel ihres Sohnes Angelo gemacht. Darüber hatte Angelo sich empört und den Priester, Don Marione, zur Rede gestellt. Dieser hatte ihn freundlich, doch unbeeindruckt kühl gemustert und gefragt, ob er sich nichts Besseres vorstellen könne, als auch so ein schmieriger, verachtenswerter Mafiaboss zu werden. Das sei der Punkt! Mit all seiner Intelligenz könne Angelo nichts anderes werden als solch ein Mafiastrolch.

»Doch«, sagte Don Marione nach einer Weile, »Priester, Prälat, Bischof, Kardinal. Das Zeug dazu hast du.«

Angelo war ins Seminar eingetreten, zur Verwunderung der einen, zum Hohn der anderen. Doch Jugendsünden werden am leichtesten vergeben. So stieg Angelo die Leiter einer kirchlichen Laufbahn immer höher, da er seine beiden Haupterfahrungen moralisch umsetzte. Unermüdlich sorgte er für andere und gewann dabei selbst an Ansehen. Es bereitete ihm zudem ein noch größeres Vergnügen, seine Intelligenz zum Guten zu benutzen oder besser, einen Ausgleich zwischen den bösen Absichten und der Trägheit des Guten herbeizuführen, in den sizilianischen Dörfern, in die er zuerst geschickt wurde, in den kleinen Städten, in der Pfarrei in Palermo. Lange blieb er nirgends, weil bald die Beförderung kam. Eines Tages wurde er nach Rom gerufen. Als er dort kirchliches und weltliches Recht studierte, erkannte er, dass auch die Gesetze vor allem dazu dienen, Gut und Böse zu neutralisieren. So hatte er es mit den Jahren durch Fleiß und stets präzise Tüchtigkeit zum Abteilungsleiter im »Bereich I. Allgemeines« der *Camera Apostolica Thesauraria*, der Apostolischen Schatzkammer, des vatikanischen Finanzministeriums also, gebracht, zum unentbehrlichen Helfer von Erzbischöfen und Kardinälen. Er konnte sich gute Chancen ausrechnen, eines Tages selbst Bischof zu werden. Schon die Aussicht darauf war unendlich mehr, als er es sich im Schmutz von Palermo je hätte träumen lassen.

Über die Verpflichtung zur Ehelosigkeit tröstete sich Don Angelo mit dem Schicksal seiner Jugendfreunde, die zumeist Familienväter waren und sich mit den Wünschen von Frau und Kindern konfrontiert sahen. Ihm schien es Wichtigeres im Leben zu geben, als auf den Pelzmantel einer fülligen Matrone zu sparen, besonders dann im Vatikan. Außerdem war Angelo, obwohl hitziger Sizilianer, kein Frauentyp. Klein und gedrungen, schätzte er seine Ausstrahlung auf Frauen eher gering ein, geringer als diese – was ihm zuweilen bei einem Besuch in seiner Heimatstadt auffiel. Aber vielleicht hatte er auch darin etwas zu verbergen, vor sich und anderen; doch das ging niemanden etwas an.

»Wo fahren Sie denn hin?«, fragte der eine hinter ihm.

»Schweigen Sie!«, beschied ihn Mefisto.

Ganz genau wusste er es auch noch nicht. Er wusste nur, dass er wegen der ewigen Einbahnstraßenregelungen in Rom einen Umweg würde fahren müssen, an den Kolonnaden und dem Palazzo der Glaubenskongregation vorbei, unter dem Tunnel des Gianicolo-Hügels hindurch, um zur Via della Conciliazione und zum Vatikan zurück zu kommen. Er fuhr die Linkskurve so schnell, dass hinten der eine gegen den anderen gedrückt wurde.

Eine schöne Bescherung. Und vor wenigen Minuten hatte er noch gewähnt, es sei alles gutgegangen. Ehre ohne Sorgen, Rose ohne Dornen, dachte Mefisto. Hatte er nicht gleich Dunkles geahnt? Als er vor einem Monat die Einladung erhalten hatte, war ihm auch unbehaglich zumute gewesen. Denn er wusste schon, welch eines *opus mirabile*, welch einer wunderbaren Tat, die *Cardines urbis et orbis*, die Angeln der Stadt und des Erdkreises, gedachten.

Am 15. November 1848 nämlich war Pellegrino Rossi, der Ministerpräsident Papst Pius' IX., vor dem Palazzo della Cancelleria einem Anschlag zum Opfer gefallen, nach wenigen Wochen einer vielversprechenden Amtsplanung, nach wenigen Monaten mit der Aussicht auf eine Verfassung für das Patrimonium Petri, den Staat des Apostelfürsten Petrus von der Adria bis vor Neapel. Pellegrino Rossi wollte an jenem Tag vor dem römischen Parlament seine Regierungserklärung verlesen, wollte Veränderungen ankündigen, mit denen in einer unruhigen Stunde Europas auch der politisch, wirtschaftlich und sozial zurückgebliebene Kirchenstaat des Papstes vorangebracht werden sollte. Dazu kam es nicht. Eine Gruppe von Männern führte den Anschlag aus. Pellegrino Rossi wurde durch einen Messerstich in den Hals tödlich verletzt.

Pius IX., der bei seiner Wahl zwei Jahre zuvor von den römischen Volksmassen als Befreier und Erneuerer gefeiert worden war, floh neun Tage später, am 24. November

1848, als einfacher Priester gekleidet aus dem Quirinalspalast, der damaligen Papstresidenz, und suchte Schutz im Königreich Neapel, in Gaeta. Erst am 12. April 1850 kehrte Pius zurück, nachdem er die Verfassung widerrufen hatte und französische Truppen als Garantiemacht für Ruhe sorgten. Wäre dieses »wunderbare Werk« des Neunten Pius und des Pellegrino Rossi geglückt, so dachte Angelo Mefisto, hätte sich der Papst als konstitutioneller Monarch auf sein geistliches Amt beschränkt, wäre auch der Kirchenstaat mit frühzeitigen Reformen in die Reihe der anderen Länder eingetreten. So konnte die Einigung Italiens erst 1870, der förmliche Verzicht des Papstes auf weltliche Macht erst 1929, mit einer Verspätung von achtzig Jahren nach Pellegrino Rossis Initiative also, geschehen, nicht ohne riesigen Schaden für die Kirche und Italien. Der Monsignore seufzte.

Zwei Wochen nach Erhalt der Einladung war er jenem, der nun hinter ihm saß, begegnet. Als er Ende Oktober nach Dienstschluss mit dem Fahrstuhl aus der Ersten Loggia, dem ersten Stock des Apostolischen Palastes, hinunterfuhr und auf den Damasus-Hof hinaustrat, begegnete er Erzbischof Ildebrando Settimo, dem Sekretär der Bischofskongregation. Seine Beziehungen zu ihm waren formell, wie es dem Brauch in den vatikanischen Ämtern entsprach. Der Erzbischof nahm ihn am Arm.

»Ich höre, Ihnen wird die Ehre zuteil«– Angelo meinte, eine leichte Ironie zu spüren – »im Palazzo Colonna eingeladen zu sein. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich mich gern Ihnen und Ihren gewiss vorzüglichen Fahrkünsten anvertrauen.«

Angelo Mefisto hatte darin keine Geringschätzung gesehen. Er leistete gern Chauffeursdienste. So konnte er bei der Fahrt durch die Stadt mit dem einflussreichen Erzbischof reden und war beim ersten Mal im Palazzo Colonna nicht allein. Sie waren über den Hof gegangen, über den sich die drei Flügel des Apostolischen Palastes mit den Büros des Staatssekretariats und anderer vatikanischer Behörden, mit den Empfangssälen und Privaträumen des Papstes erhoben, und die Scala Pia hinabgestiegen, jene Treppe, die unter eben jenem Pius IX. erbaut worden war, um den Petersplatz direkter mit den Apostolischen Palästen zu verbinden.

»Es ist schön«, hatte Mefisto gesagt, nun schon im langen, leicht abfallenden Korridor des Bernini, »es ist schön, dass man Pius' IX. und des armen Pellegrino Rossi gedenkt und ihres Werkes, auch wenn mehr die Absicht als der Erfolg zu würdigen ist. *Ut desint vires tamen est laudanda voluntas*, wie die Lateiner sagen.«

Der Erzbischof blickte ihn überrascht an. Seine Augen flackerten unruhig. »Lieber Monsignore«, wandte er sich nach einiger Zeit an ihn, »sind Sie sicher, was man mit

opus mirabile meint? Sie glauben, man gedenkt des Ermordeten? Täuschen Sie sich nicht! Vielleicht ist der Mord das wunderbare Werk? Aber bitte, was ist schon Wahrheit?«

Die Schweizer Gardisten hatten salutiert. Durch das Bronzetor waren sie ins Freie getreten. Der Monsignore hatte dem Erzbischof verblüfft nachgeschaut und die Frage wiederholt: »Was ist schon Wahrheit?«

Hinter dem Gianicolo-Tunnel, vor der Ampel am Tiber, bremste Angelo Mefisto. Er konnte nicht einfach in den Vatikan zurückfahren. Angelo Mefisto befürchtete, dass sie beobachtet worden waren, und wiederholte: »Ja, was ist Wahrheit?«

Über die scholastische Definition der Wahrheit als der Entsprechung zwischen *Intellectus et res*, Verstand und Sache, so wie er es gelernt hatte, war Angelo Mefisto als Sizilianer immer verwundert gewesen, ganz erschrocken ob der Zumutung, die tausend Möglichkeiten des Verstandes auf eine einzige zu reduzieren. Nein, das Leben bestand höchstens zu einem Prozent aus Wahrheit und zu 99 Prozent aus Halb-, Viertel-, Achtelwahrheiten und so bis ins Unendliche fort. Aus schierer Verzweiflung sagten die Menschen zuweilen etwas, wovon sie meinten, es sei die Wahrheit, nicht aus Wahrheitsliebe, sondern weil ihr Verstand der Gefahr nicht gewachsen war, sich in Widersprüche zu verwickeln. Da boten einfache Worte, das Einmaleins eines alltäglichen Lebens, noch das beste Fundament, mit den Schwierigkeiten der Vieldeutigkeit fertig zu werden. Angelo Mefisto selbst liebte keineswegs aus Bosheit die unvollkommene Wahrheit, von Lüge ganz zu schweigen. Es war bei ihm eher eine entgegengesetzte Verzweiflung über das menschliche Unvermögen, die Wahrheit zu besitzen, mit Worten der verzwickten Komplexität der Wirklichkeit auch nur einem einzigen Menschen gerecht zu werden.

Wer in dem geringen Wahrheitsenthusiasmus oder vielmehr in der nüchternen Einschätzung der Wahrheitsmöglichkeit des Menschen etwas typisch Katholisches oder Jesuitisches hätte sehen wollen, der wäre von dem *Doctor utriusque iuris*, dem Gelehrten beiderlei Rechts, des weltlichen wie des kanonischen, mit einem Exkurs durch die Philosophiegeschichte, mit Hinweisen auf den schwankenden Wahrheitsbegriff der Reformatoren zugedeckt worden. Sophisten und Nominalisten hätte Angelo Mefisto antreten lassen. Vor allem jedoch hätte er seine Landsleute des Mittelalters – Landsleute im weiteren Sinn, weil Angelo Mefisto Sizilien als die Krönung aller Mittelmeerkulturen, von Marokko bis zum Persischen Golf, von Spanien bis zum Schwarzen Meer, ansah –, seine Landsleute also ins Feld geführt, die arabischen Philosophen des Mittelalters, einen

Alfarabi, Avicenna, Averroes, Algazel und Avencebrol und dazu den Juden Moses Maimonides. Das alles zum Beweis, dass nur Gott die Wahrheit ist. Da wäre Angelo Mefisto in seiner Bewunderung für die arabisch-jüdischen Epigonen und Multiplikatoren des Aristoteles sogar bereit gewesen, *Haeresi proximus*, sich ganz in die Nähe der Häresie, einer kirchlichen Irrlehre, zu begeben.

Was Averroes etwa lehrte, dass der einzelne Mensch weder eine eigene substanzielle Seele noch persönliche Unsterblichkeit habe, leuchtete dem Monsignore ein, weil Gott andernfalls zu viel – und heutzutage immer mehr – Mühe mit den Milliarden und Abermilliarden Menschen hätte. Und Angelo wusste aus Erfahrung, dass sich hohe Herren gern manche Mühe abnehmen ließen. Aber Averroes' Ansicht widersprach natürlich den christlichen Lehren. Oder doch nicht? Oder nur ein wenig? Da stand man wieder vor der Frage, wie man mit Wahrheit und Lüge, mit Gut und Böse umgehen sollte. So leicht wie bei den Sheriffs im Film – der Monsignore sah für sein Leben gern Western – ging es nicht. Es ging vielleicht überhaupt nicht.

Der Ehrenprälat Seiner Heiligkeit hatte nämlich ein ganz konkretes, gar nicht mehr theoretisches Problem, das ihm Schweißtropfen auf die Stirn trieb, bei dem seine ganze Intelligenz und sein ganzes Geschick gefordert waren, bei dem er wie eine Fledermaus in der Nacht allen Hindernissen ausweichen musste. Denn hinter dem Monsignore, der die Funktion eines Ministerialdirektors im Finanzministerium des Heiligen Stuhls innehatte, hinter Angelo Mefisto saß auf der Rückbank eines Fiat Croma, rechts hinten, ein toter Erzbischof. Aufrecht, weil er angeschnallt war, aber tot. Und das war die Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

Mefisto hörte es hupen. Die Ampel zeigte grün.

10.

Aus der Karriere eines Commissario

Der Kommissar schob das Kinn etwas vor und schnupperte mit der Nase, als ob ihm sein Geruchssinn die Entdeckung beschert hätte. An jener Stelle vor dem Schutzstein lag, nein, keine Leiche, aber eine Patronenhülse. Logisch. Wo geschossen wird, bleiben Spuren zurück. Wenn es noch für ihn eines Hinweises bedurft hätte, nicht nur dafür, dass es eine Leiche gab, sondern auch dafür, dass ihn der Instinkt bei der Einschätzung eines Deutschen nicht getrogen hatte, so war er hier vorhanden. Aus Erfahrung wusste

Benigno Sandiavolo: Wo eine Patronenhülse liegt, liegt meist auch eine zweite. So war es. Er brauchte nicht einmal lange zu suchen, noch dazu bei schlechtem Licht, da hatte er sie. Der Kommissar war nicht überheblich. Doch er dachte sich ohne jede Bescheidenheit: Dass er die beiden Patronen gefunden hatte, war ein Zeichen seiner Tüchtigkeit. Auch er brauchte ab und zu eine Bestätigung.

Es war unmöglich, Fachleute anzufordern und von ihnen alles absuchen zu lassen. Allein schon der Gedanke daran schien Sandiavolo aberwitzig. Die Grenze zwischen der Republik Italien und dem Heiligen Stuhl hier an den Säulen des Bernini mit gleißendem Scheinwerferlicht zu erhellen, die Spurensicherung mit ihren Geräten hantieren zu lassen und sofort alle römischen Lokalreporter auf dem Halse zu haben, das hätte sich ausgenommen wie ein Zwischenfall am Checkpoint Charlie in Berlin während des Kalten Krieges, als die Mauer noch stand. Seine Vorgesetzten hätten ihn für verrückt erklärt, und am nächsten Tag würde irgendein Minister eine Entschuldigung im Staatssekretariat, der Zentralstelle der vatikanischen Ministerien, überbringen müssen. Und ihm wäre es trotz all seiner Beziehungen schlecht ergangen. Nein, danke!

Aber das entthob ihn nicht der Pflicht, selbst noch weiter zu suchen. Als er die beiden Patronenhülsen in der Hand fühlte, fiel ihm auf, dass sie aus verschiedenen Waffen stammten, einer 7,65-mm- und einer 9-mm-Pistole. Nach kurzer Zeit hatte er das zum 7,65-mm-Kaliber gehörige Geschoss. Auch dieser Fund entthob ihn nicht der Pflicht, noch einmal herumzuschauen.

Einem plötzlichen Einfall folgend, bückte sich Sandiavolo zum Schutzstein, entzündete ein Streichholz und sah, was er gesucht hatte. Zwischen den Rillen des mächtigen Steines befanden sich Blutspuren. Sandiavolo holte aus seiner Tasche ein kleines Messer und ein Plastiktütchen, Nr. 1, wie es beschriftet war, kratzte ein wenig und richtete sich zufrieden auf. Mehr konnte man nicht verlangen, nicht einmal von einem Sonderkommissar.

Damit war der handwerkliche Teil seiner Aufgabe erfüllt. Er hätte noch gern das zweite Geschoss. Aber man sollte nicht übertreiben. Es konnte auch in einer Person stecken, die nicht mehr da war. Diese Hypothese vermittelte dem Kommissar die nüchterne Erkenntnis, dass mit all dem, mit der Erzählung dieses Ausländers, dieses – wie hieß er noch, das heißt, richtig, was stand auf der Karte? Martin Lumière, eigentlich kein deutscher Name, der zweite. Dass jedenfalls mit den Blutspuren, den beiden Patronenhülsen und dem Geschoss nichts bewiesen war. Denn, *voilà*, die Leiche fehlte immer noch.

Der Kommissar war höchst zufrieden, dass sie fehlte. Was hätte er mit ihr angefangen,

genau an diesem Platz? Wenn es zutraf, dass es eine Person im Talar des katholischen Priesters gewesen war, was nicht automatisch bedeuten musste, dass es auch ein Priester war, wenn jedoch, wäre man schön in die Bredouille geraten. Im Zweifelsfall hätte man die Augen schließen und jemanden im Vatikan bitten müssen, für einen unauffälligen Abtransport und eine ordentliche Beerdigung zu sorgen. Ein toter Monsignore – der Kommissar wusste, jeder Priester im Umkreis des Vatikans ist Prälat –, das hätte gerade noch gefehlt, besonders jetzt, da man schon einige Scherereien zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl hatte. Oder?

Nein, jetzt musste er scharf überlegen, so wie er in den letzten Jahren stets die besonderen Fälle gelöst hatte.

Erste Frage: Angenommen, es handelte sich um Mord. War es dann sinnvoll, einen Mörder zu finden (oder eine Mörderin – die Galanterie gebot dem Kommissar, zunächst immer einen männlichen Mörder anzunehmen und sich davon selbst durch den Einwand der Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern nicht abbringen zu lassen)? Es konnte ja sein, dass der gesellschaftliche oder rechtliche Schaden durch die Bloßstellung des Mörders (oder der Mörderin – übrigens hatten die Freundinnen des Kommissars auf stete Beachtung des weiblichen Geschlechts gedrungen!) größer war als der Verlust durch die ermordete Person.

Zweite Frage: Erschien es sinnvoll und/oder notwendig, den Mörder (die Mörderin) weiter zu verfolgen und auf alle Fälle Beweise zu sammeln, ein Dossier anzulegen, um für künftige Eventualitäten gerüstet zu sein? Und wem kamen diese Beweise zugute? Denn es konnte ja sein, dass der Schutz eines Mörders (einer Mörderin) heute opportun war, morgen jedoch schon nicht mehr. Aber auch morgen wollte der Commissario noch Commissario sein.

Dritte Frage: War es ratsam, statt des wirklichen Mörders unter Umständen einen Ersatzmörder parat zu haben, zur Beruhigung der Öffentlichkeit, zur Hebung des Ansehens der Polizei, zur Sättigung der Justiz und zur Festigung der allgemeinen Moral? In analogen Fällen hatte Benigno Sandiavolo stets dafür gesorgt, dass es keinen gänzlich Unschuldigen traf. Am liebsten nahm er dafür Personen, denen in ihrem Fall nichts nachzuweisen war. Er gab zu, dass man dagegen manches einwenden konnte – weniger, dass einem Schuldigen zu Recht etwas Falsches angehängt würde, sondern dass sich die Polizei die Arbeit vielleicht zu leicht machte; es war natürlich viel bequemer, Indizien und Zeugen zu konstruieren. Und wenn die Polizei die Verbrecherwelt nicht mit einem Netz von Gefälligkeiten und Intrigen umschlang und verwirrte, geriet sie nur ins Hinter-

treffen. Natürlich kam es auch vor, dass man ganz einfach alles, Mord, ermordete und mordende Person, beisammen hatte. Doch diese Fälle überließ er seinen Kollegen.

Der Kommissar Sandiavolo hatte mit anderem zu tun.

Eben auch mit diesem Miro Caldonà. Benigno Sandiavolo musste selbst hier, an einem offenkundigen Tatort, an die Frage des Senators denken. Er erinnerte sich noch genau an den ersten Kontakt. So geschah es eines Tages, dass ein neapolitanischer Untersuchungsrichter am helllichten Tag beim Verlassen einer Filiale der B. C. N., der *Banca Cattolica di Napoli*, von einem Killerkommando erschossen wurde. Das Verbrechen schrieb man flugs der Camorra zu, dem organisierten Verbrechen in Neapel. Man wusste, dass der Richter in vermuteten Unregelmäßigkeiten der B. C. N. ermittelt hatte. Was lag näher, als seine Ermordung mit brisanten Erkenntnissen in Verbindung zu bringen? Es fanden sich jedoch weder offizielle Zwischenberichte noch persönliche Notizen, die einen solchen Verdacht erhärtet hätten. Was man hingegen in der Hosentasche des Toten entdeckte, war eine Quittung über die Auszahlung von einer Milliarde Lire mit der Unterschrift des Richters. Von dem Geld allerdings fehlte jede Spur. Das heißt, eine kleine Tat sich auf, als man den Camorra-Bossen bedeutete, dass die Ermordung eines Richters kein Spaß sei und zumindest eine erhebliche Beeinträchtigung des Geschäftes bedeuten würde. Daraufhin entschuldigten sich diese tausendmal für den Vorfall, beteuerten, sie hätten damit nichts zu tun, es sei von weiter oben entschieden worden, rückten jedoch immerhin zwei Killer heraus, die unter Druck aussagten, ihnen sei die Auszahlung einer größeren Summe in jener Filiale signalisiert worden. »So etwas lässt man sich nicht entgehen«, sagten sie. »Aber der Richter hatte kein Geld.« Das schworen die beiden bei der Seele ihrer Mutter und der Ehre des Stadtheiligen Gennaro. Ehrlicher kann ein Neapolitaner nicht sein.

Sandiavolo war nach Neapel gesandt worden und dahintergekommen, dass zwischen Caldonà und dem Richter Kontakte bestanden, die der erste immer bestritten hatte. Als er diese Entdeckung einem hochrangigen Freund, Antonio Profano, mitteilen wollte, winkte dieser ab. »Miro Caldonà«, sagte der Generaldirektor im Ministerium für die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten und die Beziehungen Italiens zum Heiligen Stuhl, »hat genug Schwierigkeiten, und wir genug mit ihm. Da brauchen wir nicht auch noch das mit dem Richter. Außerdem sind die Killer verurteilt. Schluss!« Dennoch ließ sich der Generaldirektor Profano berichten. Sandiavolo behielt allerdings nach dessen Vorrede das meiste für sich.

Vor wenigen Tagen erst hatte ihn der Generaldirektor angerufen und ihn gebeten, ihm

alles, aber auch alles Verdächtige, er wisse schon, in welchem Bereich, und sei es auch nur der Schimmer eines Verdachts, einer Unregelmäßigkeit, unverzüglich zu melden. Das hatte ihn verwundert. Denn der Senator Vitelleschi hatte ihm dasselbe bedeutet. Sollte er sie anrufen und ihnen schon mal einen Hinweis auf diese mysteriöse Sache hier auf der Grenze geben, selbst wenn noch alles vage war? Bevor sie es von anderen erfahren? Es war kurz nach ein Uhr nachts. Nicht zu spät für einen Anruf bei einem italienischen Politiker.

Der Kommissar ging über die Piazza Pio XII. zu einer öffentlichen Telefonzelle. Sie funktionierte. Er wählte eine Geheimnummer. Sie war besetzt. Der Ministerialbeamte telefonierte also. Er wählte die zweite. Profano meldete sich, äußerst erregt. Bevor Benigno Sandiavolo mehr als sich melden konnte, hörte er die Stimme, kurz angebunden: »Lassen Sie mich jetzt in Ruhe! Alles hat Zeit bis morgen. Miro Calzona ist tot. Unfall, Mord, Selbstmord, man weiß noch nichts.« Dann wurde aufgehängt.

Benigno Sandiavolo streckte das Kinn besonders entschieden vor. Er überlegte, ob er jetzt den Senator anrufen sollte. Ob der auch so aufgeregt war? Und wie würde er auf seine Meldung reagieren, dass etwas passiert war? Genau auf der Grenze zwischen dem Vatikan und Italien. Der Kommissar wählte Vitelleschis Nummer. Die Leitung war besetzt. Sandiavolo schob wieder das Kinn vor.

11.

Das Enkelmädchen Judith und die Großmutter Esther

Judith Meir war nicht ängstlich, weder von Natur, noch durfte sie es ihres Nebenberufs wegen sein. Dennoch wäre es zu viel verlangt, von ihr einen ruhigen Schlaf zu erwarten – nach diesem Abend. Also schaltete sie das Licht wieder an und richtete sich im Bett auf. Sie horchte hinaus. Da sich nichts regte, legte sie auch die Pistole wieder aus der Hand. Ereignisse, Personen, Gespräche waren auf sie eingestürmt. Doch daran mochte sie nicht denken. Weder an die seltsame Abendgesellschaft im Palazzo Colonna, zu der die Einladung erst im letzten Moment eingetroffen war, noch an die Schüsse, weder an den Erzbischof, der sie kurz vor Mitternacht auf dem Petersplatz sehen wollte, noch an den Mann, den sie als Schutzschild benutzt hatte.

Wenn sie gespannt war wie ein Bogen vor dem Schuss – und das war Judith zuweilen, so wie jetzt –, wenn sie auf irgendetwas voller Ungeduld wartete, dachte sie an ihre

Großmutter, träumte sie hellwach von dieser Mutter aller Mütter, die trotz ihres Alters immer jung geblieben war, ein ewiges Mädchen, wie ihr schien. Sie liebte ihre Großmutter über alles. Denn ihre Mutter hatte sie verloren, als sie sieben Jahre alt war. Und obwohl Judith selbst manches hätte erzählen können, mehr, als man gewöhnlich mit 33 Jahren erlebt hat, rief sie sich lieber die Geschichten ihrer Großmutter Esther in Erinnerung.

Esther Tauber war die einzige Tochter eines reichen Berliner Bankiers. 1910 geboren, entdeckte sie mit 23 Jahren, dass sie Jüdin war. In ihrem liberalen Elternhaus hatte man keinen großen Unterschied zwischen dem Herrn der Heerscharen, dessen Namen man nicht nannte, und dem Christengott gesehen; zwischen dem Blut der Taubers, die seit Jahrzehnten den Berlinern und früher sogar dem preußischen Königshaus in Geldgeschäften zu Diensten waren, und den Ariern, die nicht alle blondes Haar und blaue Augen besaßen. Was die »arischen Sekundärmerkmale« anging, so war Esther, wie sie fast vergnügt erzählt hatte, einmal sogar vom Führer persönlich geküsst worden, ihres langen, strohblonden Haares und der blauen Augen wegen, bei einem Empfang für die finanziellen Wohltäter der NSDAP – zu denen ihr Vater gehörte, weil er die Kommunisten nicht mochte und für Recht und Ordnung eintrat. Dieser Unnennbare hatte sie mit einem Kompliment bedacht, und der Propagandachef Goebbels wollte sie sogar für eine Werbekampagne zur Reinheit des Blutes gewinnen. Als Großmutter Esther ihr dies sagte, war Judith, in der Schule mit dem notwendigen geschichtlichen Wissen ausgestattet, zornbebend und voller Tränen weggelaufen, während ihre heißgeliebte Übermutter gelacht hatte – trotz allem, trotz allem gelacht hatte.

»Stell dir vor, ein Judenmädchel haben sie mit einer deutschen Jung-Frau verwechselt, erst Hitler, dann Goebbels, die Teufel in Person. Das konnte nicht gutgehen mit dem Dritten Reich.« Dann wurde die Großmutter ernst: »Ich lernte deinen Großvater« – so hatte Esther ihr oft erzählt, und Judith konnte es nicht oft genug hören – »bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 kennen, Wilhelm Friedrich Hausner, Erbe eines Industrievermögens und Chef des Rüstungszweiges der Firma Hausner. Es war Liebe auf den ersten Blick. Doch Wilhelm war verheiratet; er wollte sich scheiden lassen. Unsere Beziehung war damals in ganz Berlin bekannt. Um uns auseinanderzubringen, erdachten sich seine Eltern und die Reichssicherheitsleute einen Plan. Ich wurde verhaftet und Wilhelm vor die Alternative gestellt: Wenn er mich heiratete, würde ich in Haft bleiben; nur wenn er darauf verzichtete, würde ich frei ausreisen dürfen. Was blieb ihm anderes übrig? Das

Einziges, was er noch erreichte, war, dass andere Juden ohne Kopfgeld Deutschland verlassen durften, zusammen mit mir, die ich deine Mutter erwartete.«

»Ich hasse die Deutschen«, hatte Judith geschrien und mit den Fäusten auf den Tisch gehämmert.

»Ich weiß nicht, ob ich hasse«, sagte Esther immer wieder. »Vielleicht ist es eher eine Enttäuschung über alle Maßen, eine unbegreifliche Enttäuschung, dass sie uns das antun konnten – wir Deutschen den Juden.«

Manchmal geschah es, dass ihre Großmutter bei gemeinsamen Spaziergängen in Jerusalem wegen ihrer blonden Haare als Deutsche beschimpft wurde. Auch da brach Esther Tauber in Gelächter aus, sagte etwas auf Hebräisch und wies stolz auf die Haare ihres Enkelmädchens Judith hin: »Seht«, sagte sie den Israelis aus Weißrussland und Marokko, »ihre Haare sind ganz schwarz, die hat sie vom Großvater und vom Vater.«

Da musste Judith lachen. Denn auch ihr Vater war nicht Jude, sondern Palästinenser. Das lag wohl in der Familie, dass man die Grenzen überschritt. Ihre Mutter Ruth, 1937 in Haifa geboren, heiratete 1959 einen Palästinenser, Ahmed. Nicht Geld und Besitz waren der Grund gewesen, sondern wieder einmal die Liebe. Auch das lag wohl in der Familie.

Als Ruth und Ahmed im Jahr 1960 eine Tochter geboren wurde, gaben sie ihr den Namen Judith, nach dem 1. Buch Moses, Kapitel 26, 34. Vers. Denn jene Judith der Bibel war die Tochter des Hethiters Beerli, also eines Nichtjuden; und der wegen eines Linsengerichts um sein Erstgeburtsrecht gekommene Esau heiratete sie gegen den Willen seiner Eltern Isaak und Rebekkah. So ähnlich war es auch bei Ruth und Ahmed gewesen; beider Familien waren nicht erfreut über diese grenzüberschreitende Bindung. Ihre Eltern hatte Judith im Sechstagekrieg von 1967 verloren, ein bisschen früh, wie ihr schien. Dass sie selbst lebte, verdankte sie wieder ihrer Großmutter, die sie vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten in ihr Haus genommen hatte. Dass ihre Eltern umkamen, war Missverständnissen zuzuschreiben, vielleicht auch Racheakten, weil die eine wie die andere Seite den einen wie die andere für Volksverräter hielt.

Judith war nun nicht mehr so gespannt, aber immer noch hellwach, wie ihr schien. Es war schön, sich zu erinnern und an die Großmutter zu denken. Es war an dem Paschafest, als sie knapp acht Jahre alt war. Esther Tauber nahm sie mit in die Synagoge. Wie es der Tradition entsprach, wurde die *Megillah*, die Buchrolle, hervorgeholt und *Sir Hassirim*, »das schönste Lied Salomos«, das Hohelied, vorgetragen. Als die Großmutter

anfang zu weinen, hörte Judith genauer zu. Unvergesslich drangen die Verse an ihr Ohr: »Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen hinter deinem Schleier. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die herabsteigen vom Gebirge Gilead. Deine Zähne sind wie eine Herde geschorener Schafe, die aus der Schwemme kommen; alle haben sie Zwillinge, und keines unter ihnen ist unfruchtbar. Deine Lippen sind wie eine scharlachfarbene Schnur, und dein Mund ist lieblich. Deine Schläfen sind hinter deinem Schleier wie eine Scheibe vom Granatapfel. Dein Hals ist wie der Turm Davids, mit Brustwehr gebaut, an der tausend Schilde hängen, lauter Schilde der Starken. Deine beiden Brüste sind wie junge Zwillinge von Gazellen, die unter den Lilien weiden. Du bist wunderbar schön, meine Freundin, und kein Makel ist an dir.«

Die Großmutter weinte und weinte, und sie, das achtjährige Mädchen, konnte nicht genug hören von diesem schönen Lied und sich nicht sattsehen an der Großmutter, die ihr so schön erschien wie die Freundin Salomos. Sie wusste damals nicht, dass Esther und der Herr Hausner 1936 in Berlin dieses »Lied der Lieder« gemeinsam rezitiert hatten, das Juden und Christen, der Synagoge und der Kirche, als Heilige Schrift gemeinsam ist, dass große Rabbiner und Kirchenväter tiefsinnige Kommentare darüber geschrieben hatten, wie sich im »Hohelied« die unverhüllte Erotik zweier Liebender und die »heilige Liebe«, die Treue Gottes zu seinem Volk, verbinden. Aber was konnte man auf die Treue Gottes geben? War nicht die irdische Liebe verlässlicher? – Davon erzählte ihr Esther Tauber später.

Und als der Rabbiner feierlich weitersprach: »Wie schön und wie lieblich bist du, du Liebe voller Wonne!«, da weinten beide, die Großmutter Esther und das Enkelmädchen Judith. Sie weinten beide, als die Stimme des Sängers sang: »Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, dass ihr die Liebe nicht aufweckt und nicht stört, bis es ihr selber gefällt.«

Darüber war Judith eingeschlafen.

12.

Der Monsignore wird Historiker

Das Verbergen war Angelo Mefisto mit den Jahren zur zweiten Natur geworden. Dem haftete jedoch nichts seelisch Verklemmtes an. Vielmehr kamen Naturell und Neigung,

ein eher rascher als alles überblickender Verstand dem Verbergen und Verborgenen entgegen. Vom Ganzen des Waldes verstand der Monsignore wenig, er hüpfte vielmehr – wenn dieses Bild angesichts eines kleinen, rundlichen, doch nicht eigentlich dicken geistlichen Herrn erlaubt ist – wie ein Vogel von Ast zu Ast, geschwind das eine Argument mit dem anderen vergleichend, auf den Flügeln eines blitzschnellen Verstandes eilig den Weg erkundend, über die Hindernisse hinweg.

Der Hindernisse gab es nicht wenige. Zum Beispiel alle römischen Auto-, Motorrad- und Mopedfahrer, die zu dieser Nachtstunde mit höllischem Tempo durch die Straßen brausten und meinten, die Stadt gehöre ihnen allein. Beinahe wäre ... Aber mit nicht eingetretenen Schwierigkeiten konnte sich Mefisto jetzt schon gar nicht aufhalten. Er fuhr durch die Via dei Penitenzieri an der Rückseite des *Ospedale di Santo Spirito* vorbei. Das Krankenhaus des Heiligen Geistes in seinen langsam entstehenden Plan einzu-beziehen kam dem Monsignore keine Sekunde lang in den Sinn. Er ließ links die Kurie, die Zentralverwaltung des Jesuitenordens, liegen – auch mit denen hatte er nichts vor- und rechts den *Palazzo dei Penitenzieri*, der Beicht- und Bußmeister der Kirche, in dem sich jetzt das Hotel Columbus befand, und bog in die linke äußere Fahrspur der Via della Conciliazione ein. Er erspähte eine Lücke in der Reihe der parkenden Autos und steuerte geschickt dort hinein.

Der eine hinter ihm erkannte seine Absicht. »Lassen Sie mich nicht allein! Sie können mich nicht alleinlassen.«

»Genau das werde ich tun ... Für einige Minuten«, fügte er hinzu. »Schließlich ... Außerdem sind Sie doch nicht allein. Nicht nach kirchlicher Lehre.«

Während Mefisto ausstieg, überlegte er, warum sich ihnen für die Fahrt zu der Abendgesellschaft im Palazzo Colonna noch Erzbischof François Mondedieu, im Staatssekretariat Sekretär für die Beziehungen mit den Staaten, also Außenminister des Vatikans, angeschlossen hatte. Heute Morgen, also gestern, hatte ihn Mondedieu angerufen: »Ich möchte mich Ihnen anvertrauen.« Nun war er für ihn verantwortlich. Mit langsamen Schritten ging Mefisto Richtung Petersplatz.

Einen Tag nach dem Gespräch mit Erzbischof Ildebrando Settimo über die Einladung in den Palazzo Colonna hatte Monsignor Mefisto auf seinem Schreibtisch im Büro einen weißen Umschlag gefunden, mit dem Vermerk »Persönlich«. Darin lag ein Kärtchen des Erzbischofs mit den lateinischen Worten »*maxima cura legendum*, mit höchster Sorgfalt zu lesen«, und dazu ein Buch. »*Giulio Andreotti, Ore 13: il Ministro deve morire* – 13 Uhr: Der Minister muss sterben«. Mefisto sah nach dem Copyright: »1974 Riz-

zoli Editore, Milano, Seconda Edizione, Biblioteca Universale Rizzoli, 1981«.

Giulio Andreotti war allen in Italien als ehemaliger Ministerpräsident bekannt. Er hatte offenbar zum Zeitvertreib in tausend langweiligen Sitzungen, Parlamentsdebatten und Konferenzen ein Buch von 245 Seiten über einen politischen Mord geschrieben, eben jenen Anschlag, bei dem am 15. November 1848 der Ministerpräsident des Papstes, Pellegrino Rossi, vor dem Palazzo della Cancelleria durch Messerstiche tödlich verletzt worden war. Wollte man den ersten Worten der Einleitung des Herausgebers, des bekannten katholischen Kirchenrechtlers und Historikers Arturo Carlo Jemolo, Glauben schenken – und Mefisto sah keinen Anlass, es nicht zu tun –, so lag dem Buch kein autobiographisches Element des Verfassers zugrunde. Natürlich nicht, denn Andreotti lebte. Nur sein Vorgänger in der Funktion des Präsidenten der katholischen Universitätsjugend und im Amt des Regierungschefs, Aldo Moro, war ermordet worden, am 9. Mai 1978, um genau zu sein, von linksextremistischen Terroristen der Roten Brigaden. Mefisto hatte an jenem Vormittag die Unterlagen beiseitegeschoben, die ihm über einige sehr vorteilhafte Operationen der *Banca Cattolica Romana* zugestellt worden waren – manchmal musste selbst er zweimal prüfen, ob es sich um die italienische oder um die vatikanische handelte –, und hatte sich in die ersten Seiten vertieft. Schnell hatte er sich zuvor noch eine Enzyklopädie mit den biographischen Angaben über diesen Rossi geholt, der ungeachtet seines gewaltsamen Todes im Dienst des Papstes nicht zum Märtyrer *Sanctae Romanae Ecclesiae*, der Heiligen Römischen Kirche, erhoben worden war. Pellegrino Rossi wurde, so stand da, 1787 in Carrara im Großherzogtum Toskana geboren. Glänzender Jurist und Rechtsprofessor an der Universität Bologna, begeisterte er sich für den Versuch des Königs von Neapel, Joachim Murat, des ehemaligen französischen Marschalls unter Napoleon, die italienischen Staaten, darunter den des Papstes, 1815 mit Waffengewalt zu einigen. Da die Österreicher in Norditalien stärker waren, musste Rossi in die Schweiz emigrieren. 1820 erhielt er das Ehrenbürgerrecht von Genf, lehrte Recht an der Calvinistischen Akademie der Stadt und wurde Abgeordneter. 1831 beauftragte man ihn mit Arbeiten für eine Schweizer Verfassungsrevision, die von einigen befürwortet, von anderen bekämpft wurde. Da diese sich zerschlug, nahm Rossi 1833 einen Ruf an, in Paris am Collège de France Wirtschaftspolitik, später Verfassungsrecht zu lehren, wie es heißt, auch aus finanziellen Gründen, um seine Frau – die Calvinistin war – und seine Kinder zu ernähren. Er wurde Mitglied der Académie Française und Pair von Frankreich unter dem Bürgerkönig Louis Philippe und schließlich 1845 als ordentlicher Botschafter Frankreichs beim Heiligen Stuhl nach Rom ent-

sandt. Die Revolution im Februar 1848 in Paris beraubte ihn seines Gönners, des Ministerpräsidenten Guizot – nun war er nur der ehemalige Botschafter eines abgedankten Monarchen. Die Revolution zwang ihn zudem, den Palazzo Colonna, den damaligen Sitz der Französischen Botschaft, zu verlassen und im Hotel d'Angleterre in der Via Bocca di Leone, dem jetzigen Hotel d'Inghilterra, eine bescheidene Wohnung zu nehmen. Er war im Mai 1848 mit 61 Jahren als politischer Ratgeber in Rom geschätzt, doch arbeitslos, auf der Suche nach einer neuen Beschäftigung und noch französischer Staatsbürger.

Monsignor Mefisto hatte die Zeilen verschlungen. Am 14. März 1848 hatte Pius IX., seit dem 21. Juni 1846 Nachfolger des Apostelfürsten Petrus und regierender Fürst des Kirchenstaats, seinem Volk eine Verfassung gewährt – die europäischen Aufstände warfen ihre Schatten bis nach Rom –, am 15. Mai wurden Wahlen mit geringer Beteiligung abgehalten. Einige Wochen später gab Pellegrino Rossi dem Drängen des Papstes nach und trat in die Regierung ein, nun Neubürger des Päpstlichen Staates. Was dann bis zum 15. November geschah, war in zwei Worten zusammengefasst: *Erga omnes*. Rossi stand also »gegen alle«, nahm jeden gegen sich ein. Er versuchte, eine grundlegende Reform des Staates zu planen. Doch er verlor das Vertrauen des Papstes, das Wohlwollen des Staatssekretärs Lambruschini und der anderen Kardinäle, setzte sich nicht nur zwischen zwei, sondern zwischen alle Stühle.

Oder mit den Worten Andreottis: »Die Liberalen waren besorgt wegen der Wirksamkeit seines Reformwerkes; die kuriale Camarilla akzeptierte nicht, dass man eine demokratische Politik im Ernst wollte; von Turin (dem Zentrum der italienischen Einigungsbewegung unter der Führung Piemonts und des Königs Carlo Alberto) feuerte man Torpedos ab, weil Rossis Pläne sich nicht der Hegemonie Piemonts unterordneten; Frankreich betrachtete ihn als Parteigänger Österreichs und Österreich als frankophil; in den Reihen der Rückkehrer von Vicenza (der italienischen Freiwilligen, die im Sommer von den Österreichern im Norden geschlagen worden waren) züngelte Hass gegen jeden, der Ordnung und Disziplin verlangte; Bürgertum und Klerus schließlich starrten voller Schrecken auf die ohne viel Rücksicht erklärten Absichten einer Steuerreform und der Abschaffung von Privilegien.« Soweit Andreotti.

Gewiss, gewiss, die Mörder hatte man gefasst, stellte der Monsignore an jenem Vormittag bei der Lektüre noch fest. Das heißt, man hatte Jahre später, als mit Hilfe französischer Truppen das kurze Zwischenspiel einer Römischen Republik mit einem flüchtigen Papst beendet und das Kirchenregiment Pius' IX. in Rom und im Kirchenstaat wieder-

hergestellt worden war, Personen als Mörder festgenommen und verurteilt. Aber wer waren die Auftraggeber, da Rossi *erga omnes*, gegen alle, stand, es sich mit zu vielen in den wenigen Monaten verdorben hatte?

Während Angelo Mefisto diese Gedanken durch den Kopf gingen, beobachtete er scharf. Er nahm wieder die Einladung zur Hand, betrachtete die Prägungen des Umschlags: das Wappen der Colonna, deren Palast an der Piazza Apostoli der durch eine Revolution seines Botschaftermandats enthobene Rossi hatte verlassen müssen; den Adler der Reichsgrafen, *Conti di Segni*, aus dem heiligen Umland von Rom, wie er festgestellt hatte; das »SR«, dessen Bedeutung er nur vermuten konnte.

Bei seinem Eintritt in die römische Kurie hatte ein fast 90 Jahre alter Kardinal aus einem römischen Adelsgeschlecht ihn auf die Seite genommen. »*Figliolo*, mein Söhnchen«, hatte der ihm gesagt. »Wisse, die Päpste kommen und gehen! Stirbt ein Papst, so wählt man einen neuen. Doch die Römer bleiben ... Und die Römer«, fuhr der Greis mit schwacher Stimme, doch hellen Geistes fort, »das sind wir, die Führer des Volkes, die Herren der Kurie. Wir werden nie zulassen, dass Rom, das Haupt der Welt, in den Staub sinkt, gleich wird den anderen Städten des Erdkreises. Wehe dem Papst, der sich dagegen versündigt! Da wird die römische Wölfin ihr Haupt erheben und aller Widersacher hohnlachen!«

Angelo Mefisto war erschrocken über diesen Anspruch. Er erahnte langsam, was der Ausdruck *Cardines* auf der Einladungskarte bedeutete. »Angeln der Stadt und des Erdkreises« wollten diese Römer sein. Sie hatten den Mordanschlag auf Pellegrino Rossi nicht vergessen, jenen Ministerpräsidenten des Papstes, der aus dem heruntergewirtschafteten Patrimonium Petri einen modernen europäischen Staat machen wollte, so wie er es in Genf und Paris gelehrt hatte. Wer war dieser Pellegrino Rossi, der überall Karriere machte, bis zu seinem Tod in Rom? Und wer waren jene, die seiner gedachten? Oder nicht seiner, sondern wie der Erzbischof sibyllinisch angedeutet hatte, seiner Mörder? Oder ihrer selbst? Den Monsignore durchzuckte dieser Gedanke wie ein heftiger Schmerz. Angelo Mefisto hatte die Tage bis zu dem Abend im Palazzo Colonna gezählt. Der Monsignore atmete auf. Da kam jener, auf den er mehr gehofft als gewartet hatte. Der Zufall war ihm gewogen gewesen.

13.

Lumière, Mefisto und die Logik des Aristoteles

Im vierten Buch seiner *Metaphysik* schrieb der griechische Philosoph Aristoteles vor 2350 Jahren Sätze, die als ehernes Fundament der Logik gedacht waren, doch jedem modernen Journalisten – oder Kriminalbeamten – als Handlungsanleitung dienen können. Da heißt es: »Es gibt Leute, die behaupten, es sei möglich, dass eines und dasselbe sei und auch nicht sei und dass man auch in dieser Form denken könne. Man findet eine solche Ansicht auch bei manchen Naturforschern. Wir dagegen bezeichnen es als ganz undenkbar, dass etwas zugleich sei und nicht sei, und haben bewiesen, dass dieses eben deshalb das Grundlegendste aller Prinzipien ist. Wenn andererseits manche einen Beweis auch für diesen Satz fordern, so zeugt das von Mangel an gedanklicher Bildung. Denn Mangel an Bildung ist es, wenn einer nicht zu unterscheiden vermag, wofür man sich nach einem Beweise umzusehen hat und wofür nicht. Dass es schlechterdings für alles einen Beweis gebe, ist ausgeschlossen; damit geriete man fort ins Unendliche, und es ließe sich überhaupt nichts mehr beweisen.«²

Selbst bei hoher Achtung vor Lumières Verstandeskraft wäre die Behauptung übertrieben, die in seinem Kopf herumschwirrenden Gedanken hätten sich bei dem Weg zurück zum Hotel schon der Klarheit jener Sätze des Aristoteles aus der *Metaphysik* genähert. Er hatte zweifellos ein gutes Gedächtnis, auch Aristoteles studiert, und natürlich hätte er etwas darum gegeben, jenes Zitat lässig auf Griechisch dahersagen zu können. Konnte er jedoch nicht. Er war auch noch weit davon entfernt, seine wilden Überlegungsfetzen zu jenen klaren und distinkten Ideen auszubilden, wie sie der französische Philosoph Descartes – ein wenig später in der abendländischen Geistesgeschichte – als Bedingung jeder Erkenntnis fordert. Immer wieder unterbrach Lumière seinen Rückzug ins Private, ging noch einmal links und rechts in die Kolonnaden hinein, schließlich über die Piazza Pio XII in die Via della Conciliazione. Aber bezweifeln, dass sich seine Gedanken tatsächlich in der von Aristoteles und Descartes gewiesenen Richtung entwickeln wollten, hieße, ihn unterschätzen.

Denn das war genau die Crux nach Aristoteles: Gab es einen Toten oder gab es ihn nicht? Konnte es einen Toten geben und ihn zugleich nicht geben? Existierte überhaupt jene Person, die er, wie er meinte, genau am Übergang vom Leben zum Tod getroffen hatte, das heißt vom Sein zum Nicht-Sein, sodass es genau genommen um die Existenz einer Nicht-Existenz ging, beziehungsweise die Nicht-Existenz einer Nicht-Existenz?

Konnte es, da ein Toter doch eine Nicht-Existenz und sein Toter nicht mehr vorhanden war, gleichsam eine doppelte Nicht-Existenz geben? Oder hob sich das auf? Oder war das alles Einbildung, geboren aus dem Wunsch, eine »tolle Story« berichten zu können? Vielleicht hatte Aristoteles aber unrecht und die Naturforscher recht. Philosophie und Naturwissenschaften hatten seit dem Tod des Griechen manches bewiesen, von dem dieser sich nicht einmal etwas hätte träumen lassen. Ungeheuer weit war der Fortschritt der Wissenschaften gediehen, unermesslich weit hatte es die Menschheit mit den Gutachten von Professoren gebracht, dass man nicht mehr wie Aristoteles fürchten müsse, es ließe sich überhaupt nichts mehr beweisen. Das Gegenteil schien wahr: Alles ließ sich beweisen.

Diese Erkenntnis löste immer noch nicht die Frage, ob es einen Toten gab oder nicht. Wie nun aber, wenn er, Martin Lumière, sich mit seiner Diagnose *Tod* getäuscht hätte – an seiner Hand schien auch kein Blut mehr – und die Person im Priestergewand nach einer momentanen Betäubung aufgrund der Kopfverletzung ganz von allein aufgestanden und weggegangen wäre und die Worte *E stato lui ... Toujours lui ...*, die er gehört hatte, eine einfache Sinnestäuschung gewesen wären, von niemand anderem zu bezeugen? Selbst wenn er die Worte wirklich gehört hatte, bedeutete das nicht viel. Denn auch dafür gab es philosophische Theorien. Wie etwa die des berühmten irischen Bischofs George Berkeley aus dem 18. Jahrhundert, dem der Aufklärung, der erklärte: »Es ist meine Meinung, dass die wirklichen Dinge eben jene Dinge sind, welche ich sehe und fühle und durch meine Sinne wahrnehme.«

Auch diesen Satz hätte Lumière nicht wörtlich zitieren können, aber doch dem Sinne nach: Als ich einen Toten sah, gab es einen. Danach fand ich keinen mehr, also gibt es auch keinen.

Nein, nein! Lumière wollte nach wie vor seinen Sinnen vertrauen dürfen und sich weder von Aristoteles noch den Naturforschern noch von dem Aufklärer Berkeley verwirren lassen. Wenn es aber nur der eine Tote oder Nicht-Tote gewesen wäre! Da betrat nun auch noch eine Frau die Bühne seiner Zweifel, nicht nur der Zweifel, sondern auch der Gefühle, und stiftete Verwirrung. Denn: War nun auf sie geschossen worden oder nicht? Hatte sie sich hinter ihn gestellt, um nicht getroffen zu werden, oder war sie irgendeiner Laune gefolgt? Das sollte es ja geben. Die Fremde hatte doch plötzlich gesagt, man wolle »uns Touristen einen Schrecken einjagen« – also war sie erschreckt worden und erschrocken gewesen.

Lumière war nahe daran, alles für Zufall zu erklären und den Ereignissen ihren Lauf zu

lassen. Was hatte er mit all dem zu tun? Allein der Gedanke, wie er es denn mit »morgen Mittag um halb ein Uhr am Titusbogen« halten sollte, führte ihn wieder auf die Pfade der journalistischen Neugier und der strengen Gedankenschärfe des Aristoteles zurück. Denn dieser Philosoph schrieb warnend im ersten Buch seiner Schrift über Himmel und Erde: »Ein kleiner Irrtum am Anfang wird am Ende zu einem großen.« Was also war mit der Person auf dem grauen Streifen, ob tot oder lebendig, und der reaktionsschnellen Dame?

Lumière rief sich – er war schon dicht vor dem Hotel – die olympische Wahrheitsdefinition der thomistischen Philosophie ins Gedächtnis: *Veritas est adaequatio intellectus et rei*. Die Wahrheit ist die Übereinstimmung zwischen Verstand und Sache. Seinen Verstand hatte Lumière inzwischen beisammen, doch es fehlte offenbar die Sache.

Lumière setzte gerade zu einem noch höheren Gedankenflug an, der ihn, der scholastischen Lehre folgend, vielleicht bis zum lieben Gott, dem Grund aller Wahrheit, gebracht hätte, da kam jemand, der ihm bei der Wahrheitsfindung – auf seine Art – dienlich sein wollte. Wie das Gelächter der Thrakischen Magd den Philosophen beschämte, unterbrach ihn eine Stimme: »Der Dottore, der Dottore aus Germania. Ja, wen sieht man hier zu so später Stunde? Den gescheiten Doktor aus *la Grande Germania*. Und so nachdenklich dazu. Gewiss denkt der Dottore jetzt in der Nacht an die köstlichen Verse des heiligen Franziskus: ›Gepriesen seist du, mein Herr, durch Mond und Sterne, die Brüder, du hast sie dem Himmel verliehn als lichte und köstliche Hüter.‹ Natürlich, der ›Sonnengesang‹ gilt auch in der Nacht, bei gutem und bei schlechtem Wetter. Oder seufzt die deutsche Seele eher: ›Guter Mond, du gehst so stille‹? Gar nicht einfach, selbst jetzt nicht, zu dieser späten Stunde, hier im lauten Rom. Nein, nein. Ich halte Sie nicht für ein Nachtlicht oder gar Mondsüchtigen. Obwohl, wer so fleißig ist wie Sie und immer in der Bibliothek und im Archiv zu finden, dem tut ein guter Schlaf erst recht wohl. Buona notte allora, es war mir eine Freude!«

»Buona notte, ganz meinerseits. Aber woher ...« Lumière, zugleich amüsiert und irgendwie beunruhigt von diesem Wortguss, fasste sich langsam: »Woher, Monsignore ...« – dass dieser Herr im schwarzen Talar, den er auf etwa 50 Jahre schätzte, Prälat sei, nicht einfacher Priester, setzte er voraus – »... habe ich das Vergnügen?«

»Verehrter Dottore!« Der kleine, etwas rundliche Monsignore legte freundlich die Hand auf Lumières Arm und sagte durch und durch herzlich-verständnisvoll: »Aber Dottore, die Welt ist klein, oder in der Sprache unseres großen Dante ... Sie kennen die Verse? *Nel mezzo del cammino di nostra vita* ... Gibt es Schöneres als diese Worte: ›Grad in

der Mitte unseres Lebensweges – da fand ich mich in einem dunklen Wald – und der gerade Weg war mir verschlossen?«

»Ja natürlich«, der Monsignore redete munter weiter, »der Anfang der *Göttlichen Komödie*, die so menschlich ist ... Allerdings aufgepasst! Erster Gesang, Hölle! Oho, aufgepasst ...! Wohl wahr, wohl wahr ... Der gerade Weg, verschlossen ... So ist es ... Zuweilen wissen wir nicht aus noch ein ... Doch wir ruhen alle in Gottes Hand, oder wie ein portugiesisches Sprichwort sagt, »Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen« ... Ja richtig, in unserer Sprache: *Tutto il mondo è paese*, die Welt ist ein Dorf. Und so ist der kleine Vatikan ein ganz winziges Dorf, in dem jeder alles weiß. Wie kann da verborgen bleiben, dass ein deutscher Gelehrter uns mit seiner Anwesenheit, seinem Studium, seiner ersten Forschung beehrt? Zudem der Freund, was sage ich, der innigste Vertraute unserer geschätzten Exzellenz Heidenspaß.« Im Mund des Italieners klang es wie »Eidenspaß«. »Doch verzeihen Sie mir! Sie sind gewiss müde, und ich halte Sie mit meinem Geschwätz auf. Kommen Sie doch morgen zu mir ins Büro. *Per un caffè*. Da können wir ein wenig plaudern über die Wechselfälle des Lebens, darüber, was einem alles in Rom begegnet und zustoßen kann. Warum nicht so gegen 9 Uhr? Ist Ihnen das zu früh? Nein, gut. Also bis morgen, 9 Uhr! Ich werde am Wachtor der heiligen Anna, Sie wissen, rechts von den Kolonnaden die Mauer entlang, bei den Gendarmen Bescheid geben. Man wird Sie einlassen. Wenn Sie mir Ihre Karte für die Wache geben?«

Lumière zückte seine kleine Visitenkarte. Der Monsignore gab ihm die seine, drehte sich um und ging Richtung Petersplatz davon. Im trüben Schein der Kandelaberlampen las Lumière: »Angelo Mefisto – Prelato d’Onore di Sua Santità – Capo ufficio – Camera Apostolica Thesauraria – Città del Vaticano – Telefono 698 ...«

Lumière fiel ein, dass dieser Ehrenprälat Seiner Heiligkeit keine Antwort abgewartet hatte, dass die Einladung mehr einer Vorladung glich und dass er trotzdem hingehen würde. Als er auf die Einfahrt des Hotels zutrat und sich zur Kuppel des Michelangelos umdrehte, die am Himmel zu schweben schien, sah er, dass der Prälat stehengeblieben war und ihm nachgeschaut hatte. Nun wusste dieser, wo er logierte. Auch egal, dachte Lumière und ging in die Toreinfahrt des Hotels.

¹ In den siebziger Jahren und Anfang der Achtziger erregten in Italien zwei Bankiers durch ihre teils erfolgreichen, teils abenteuerlichen Finanzoperationen großes Aufsehen: Der im Jahre 1920 in Patti (bei Messina) auf Sizilien geborene Michele Sindona und der ebenfalls 1920 geborene Roberto Calvi. Beide stießen mit waghalsigen Unternehmungen

gen in die italienische und internationale Hochfinanz vor und wurden dafür lange ebenso bewundert, wie sie ob mancher dunklen Aktionen, Affären und Skandale verdächtig waren. Beide schienen in besonderer Weise auch dem Vatikan verbunden, näherhin der Vatikanbank I.O.R. und deren langjährigen Verantwortlichem, (Erz-)Bischof Paul C. Marcinkus: Sindona als Jongleur mit milliardenschweren Aktien und Beteiligungen an Gesellschaften, Banken, Versicherungen, Immobilien-Konzernen und Industrie-Holdings; Calvi als Chef des Mailänder *Banco Ambrosiano* – aus der verschlafenen Hausbank des Erzbistums Mailand und des katholischen Bürgertums der Lombardei hatte er das größte private Geldinstitut Italiens geschaffen.

Sindona und Calvi endeten unglücklich. Sindona wurde in den Vereinigten Staaten wegen betrügerischen Bankrotts zu 25 Jahren Gefängnis, in Italien ebenfalls wegen des Zusammenbruchs einer Bank zu 15 Jahren und wegen Mordes zu langjähriger Haftstrafe verurteilt; er starb in der Haft am 22. März 1986 an von ihm selbst oder von anderen vergiftetem Kaffee. Calvi, bereits 1981 wegen illegaler Devisenausfuhr in Italien verurteilt, gelang es nicht, sein durch den *Banco Ambrosiano* gestütztes Finanzimperium aufrechtzuhalten. Er wurde am 18. Juni 1982 in London tot aufgefunden, aufgehängt unter der *Blackfriars*-Brücke über die Themse. Calvis und der *Banco Ambrosianos* Fall verursachte Schäden in Höhe von mehreren Hunderten Millionen Dollar. Im Zusammenhang mit diesem Zusammenbruch erklärte sich die vatikanische I.O.R.-Bank zu Schadenersatzzahlungen in Höhe von rund 250 Millionen Dollar bereit.

Die Existenz der beiden beweist, dass es Miro Caldona in Wirklichkeit nie gegeben hat.

² Das Zitat ist dem Buch *Metaphysik IV, 3* von Aristoteles entnommen.